Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 19 — Leipzig, den 10. Mai — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Zur Begrüßung — Im Geiste der Wahrheit — Das Recht eines christlichen Sozialismus: 1. Der Zusammenhang alles Lebens; 2. Einzelgemeinde und Volksgesellschaft; 3. Buße, Glaube, Liebe, Hoffnung — Die Evangelischen Arbeitervereine und die Reichen — Sollen wir in öffentlichen Volksversammlungen, insbesondre mit den Sozialdemokraten, über die Religion streiten? — Die evangelisch-sozialen Bestrebungen und die Frauen — Verschiedenes: Ein sozialdemokratisches Bilderbuch; Zwei Vorträge von Pastor Schall — Anzeigen

Diese Nummer ist dem fünften Evangelisch-sozialen Kongreß gewidmet

Zur Begrüßung

Unsre Leser müssen diesmal auf eine eigentliche Pfingstnummer verzichten und freundlichst gestatten, daß wir diese Nummer ganz dem Evangelisch-sozialen Kongreß widmen.

Es liegt so nahe, auch dem Kongreß gegenüber von Pfingstglauben und Pfingsthoffnung zu reden. Zweierlei braucht die Menschheit zur Bewältigung der sozialen Aufgaben: Geist und Einrichtungen. Geist, Gedanken, Gesinnung allein thun es nicht; die Thatkraft einer alles hoffenden Liebe muß Arbeit thun, jene Arbeit, die, neue Zustände schafft. Und wir alle, die wir im Evangelisch-sozialen Kongreß uns die Hände reichen, sind der Ueberzeugung, daß der Geist, der zu Pfingsten lebendig geworden ist, auch für den Beruf der Gegenwart eine unentbehrliche Kraft sei, ja die Kraft, ohne die alles noch so redliche Wollen und Thun der Menschen im sozialen Sinne vergeblich sein wird. Die Aufgabe ist gestellt; kein denkender Mensch kann daran vorüber. Was als soziales Uebel unsrer Tage uns bedrückt, das sind nicht die alten Nöte nur, die von je her waren. Es ist das neue Uebel, daß durch Dampfmaschine und Elektrizität, durch Entdeckungen und Erfindungen ohne Ende die Fähigkeit der Erde, Güter zu produziren, ins Unermeßliche gesteigert worden ist, daß aber an dieser so gesteigerten und einer viel größern Steigerung fähigen Produktion die unvergleichliche Mehrheit der Menschen keinen oder nur einen unverhältnismäßig geringen Anteil hat. Mehr Güter und weniger Glück, das ist das Zeichen unsrer Tage. Und da genügt es nicht, vom religiösen Standpunkte aus darauf hinzuweisen, daß irdisches Gut überhaupt nicht glücklich machen kann. Sondern wenn jeder denkende, jeder sittlich denkende Mensch eben in jener Thatsache die Gesamtnot und Gesamtaufgabe erkennen muß, die unsre Zeit tragen und lösen soll, so drängt es sich erst recht dem religiösen Menschen auf, daß dieser Zustand dem Willen des Vaters im Himmel nicht entsprechen kann. Das aber darf keine Einsicht sein, die tief drin im Herzen verborgen bleibt. Sondern wie alle Mächte des praktischen Lebens berufen sind da mit zu schaffen, so sieht sich auch das Christentum vor eine neue Probe gestellt: entweder es leistet hier das Seine und beweist sich auch diesem Neuen gegenüber als göttliche Kraft und göttliche Weisheit, oder es ist wert, daß es die Leute zertreten.

Es ist freilich ein für uns überwundnes Wort: Wären wir alle Christen, so wäre die soziale Frage gelöst. Die Frömmigkeit ist nicht die Meisterin, die allein berufen wäre, in allen Fragen des natürlichen Lebens das lösende Wort zu sprechen. Gerade die wirtschaftlichen Fragen sind einer rein humanen Behandlung wohl zugänglich. Wissen ist Macht, das gilt hier vor allem. Man muß die Dinge kennen, verstehen und dann zugreifen. Und nur zu oft bestätigt sich da das Wort Jesu, daß „die Kinder der Welt" klüger sind als „die Kinder des Lichts." Aber die Frömmigkeit soll sich doch ihrerseits des Wissens bemächtigen. Sie soll Geist und Leben aus Gott den Wissenden zuführen, daß sie nicht anders können als das notwendige Neue im Sinn der Liebe schaffen und im Notfall für das Gesamtwohl sich aufopfern. Sie soll mit der Kraft einer alles hoffenden Liebe sich hineinstürzen in den Abgrund, ob er sich schließen möge! Schließt ihn die Liebe nicht, wird er sich nimmermehr schließen.

So ist eine wahrhaft christliche Behandlung der sozialen Aufgabe der letzte Versuch der Menschheit, sie zu bewältigen. Gelingt es der Liebe nicht, die vom Kreuze Christi her zu uns spricht, so wollen wir dem Kampf aller gegen alle, dem Haß und der Verzweiflung das Feld räumen.

Der Evangelisch-soziale Kongreß hat ein Doppeltes zu leisten: denen, die mit Ernst Christen sein wollen, soll er die soziale Pflicht unsers Geschlechts, denen, die zur sozialen Reform das Wissen oder den Willen haben, die Eine unentbehrliche Kraft dazu vor Augen und Gewissen führen. Thut er nach beiden Seiten hin das Seine, so wird der Geist der ersten Pfingsten in ihm leben.

D H

Im Geiste der Wahrheit

Ich habe euch noch viel zu sagen; aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Joh. 16, 12 f.

Das ist der Abschiedsgruß des scheidenden Herrn an seine zurückbleibenden Jünger. Das war sein Trost für ihre verscheuchten Herzen. Das ward ihnen Kraft und That und Wahrheit seit dem Feste der ersten Pfingsten. Das Wort, durch die Jahrhunderte bewährt, sei heute Gruß und Trost und Kraft den Männern und Frauen, die die Glut ihres Glaubens und den Drang ihrer Liebe auch an den großen sozialen Nöten und Problemen unsrer Zeit bewähren wollen.

Sie bedürfen einer solch herzlichen Begrüßung, eines starken Trostes, einer gesammelten Kraft. Denn keine Arbeit ist so umstritten, so beargwöhnt, so verdächtigt wie die ihre, keine in größerer Gefahr zu verweltlichen, auf Abwege zu geraten, das Ziel zu verkennen wie die. Man bekämpft sie, weil kein Wort des Neuen Testaments sie direkt fordere; aber die sie thun, mögen sich des einen Herrenworts getrösten: Ich habe euch noch viel zu sagen, und sie mögen wissen, auch ihre Sache gehört darunter. Man warnt vor ihr als vor einer Verquickung von himmlischen und irdischen, von ewigen und vergänglichen Dingen: als ob nicht das ganze Christentum eine einzige Vereinigung und Durchdringung des Diesseitigen durch das Jenseitige, des Menschlichen durch das Göttliche, als ob der Gottmensch Jesus nicht die

leibhaftige Verkörperung davon wäre! Man zeigt auf ihre Führer, daß sie die unsichtbare Welt über der sichtbaren vergäßen, die Seelen über die Leiber der Menschen, die Geister über ihre Körper. Aber wer weiß denn, ob nicht gerade die Angst um die Seelen derer, die in Dürftigkeit und Elend sind, sie zur Hilfsthat gegen diese äußern Nöte trieb? Und daß sie nun einmal diese Hilfe gründlich bringen wollen, wer will sie darob schmähen? Wissen es nicht auch ihre Widersacher durch die nun mehr denn fünfzigjährige Geschichte der innern Mission, daß keine, auch die treueste Hilfe im kleinen und einzelnen die Seelen und die Geister der Massen frei macht aus den Fesseln der körperlichen und der geistigen Massennot? Was die innere Mission nicht vermocht, will nun die neue Bewegung zu leisten versuchen. Sie ergänzt sie, ist ihre Gehilfin, ihr Kind. Sie ist eine geschichtliche Notwendigkeit wie sie, von Gott gewollt, von Jesus vorausgesehen und zum Siegen berufen wie sie.

Die Christen mit diesen neuen Zielen sind auch Gärtner in Gottes Garten. Ihr Gewissen, ihr Herz, ihr Denken, ihre Thaten beweisen es. Sie wollen auch alle die Millionen Blumen auf den Beeten mitpflegen. Wir sind nicht dagegen, daß man sie auch weiter emsig begießt wie bisher, von jeder einzelnen fleißig die Raupen liest, die dürren Blätter löst, jede einzelne sorgfältig an ihr Stäbchen bindet. Ja sie selber thun treulich dabei mit. Aber ihnen thuts weh, daß dennoch, dennoch hunderttausende dabei nicht gedeihen. Und sie glauben erkannt zu haben, daß das bei Vielen von ihnen an dem Boden liegt, in dem sie wurzeln. Für die einen ist er zu fett, für die andern zu mager; für diese zu lehmig, für jene zu steinig. Und nun suchen sie auch das zu bessern, auch dadurch ihnen zu helfen. Nun wollen sie fette Erde auf magre tragen, Sand in den allzuschweren Boden mischen. Sie wollen hier Gräben ziehen, um das Wasser abzuleiten und damit andre allzutrockne Stellen zu berieseln; und dort verändern sie den Boden gar nicht, sondern graben ihn nur um. Aber das alles sieht nun freilich so aus, als ob sie sich um die Pflanzen überhaupt nicht mehr kümmerten; als ob es ihnen viel größere Freude wäre, in der schmutzigen Erde zu wühlen, als die Blumen selber zu besuchen, mit zarter Hand sie alle selbst zu pflegen. Aber — sieht das nicht bloß so aus? Wer weiß, ob sie nicht jenes auch viel lieber thäten? Aber ihr Gewissen zwingt sie zu der harten Mühe, die Stimme Gottes in ihrem Herzen, der Geist der Wahrheit und der Liebe.

Es gehört Weisheit auch zu dieser Erdarbeit. Man muß genau lernen, welcher Boden jeder Pflanzenart und -seele am dienlichsten ist. Man muß geistliche Bodenchemie treiben lernen. Dazu aber will der Evangelisch-soziale Kongreß verhelfen. Er will alle, die es in der Seele reißt, auch als solche Gärtner zu arbeiten, unterrichten; will sie ausrüsten mit guten technischen Kenntnissen, mit Besonnenheit, mit ernstem, weitem Blick, mit den Gesinnungen der Treue und Ausdauer bei ihrem Werk. Er will gegen alle Bedenklichen, alle Mäkler, alle Gegner, alle falschen und alle wohlmeinenden Freunde den Beweis führen, daß auch diese neue Arbeit Gottes Arbeit ist, daß auch sie von Gottes Geist, vom Geiste der Wahrheit getrieben wird. Er führt schon den Beweis, seitdem er besteht. Mögen die Frankfurter Tage diesen Beweis verstärken, unwiderstehlich machen. Möge auch auf ihnen der Geist Gottes ruhn; möge uns Gott in die ewige Wahrheit leiten! Göhre

---

Das Recht eines christlichen Sozialismus

Uebersicht: 1. Der Zusammenhang alles Lebens; 2. Einzelgemeinde und Volksgesellschaft; 3. Buße, Glaube, Liebe, Hoffnung; 4. Christentum und Kirche; 5. Partei oder nicht?

1. Der Zusammenhang alles Lebens

Man hat gesagt, „christlicher Sozialismus" sei ebenso unsinnig wie christliche Mathematik oder christliche Elektrizität. Man solle beide Gebiete gesondert behandeln, man solle das Christentum nicht in eine Angelegenheit mengen, die nur technischer und politischer Natur sei. Das ist die Ansicht von guten Christen und von braven Sozialisten. Nichts ist

für sie einfacher als das große Problem vom Wirken der Religion in der Welt, es ist so einfach, daß wir andern uns fast schämen müssen, diese elementare Logik nicht früher begriffen zu haben. Die ganze Lösung liegt darin: man zerlegt im Volksleben alles in schöne Einzelgebiete und stellt über jedes Gebiet einen besondern Wächter. Die Elektrizität gehört den Elektrotechnikern, die Schuhmacherei den Schuhmachern, die Sozialpolitik den Berufspolitikern, die Religion den Theologen. Dann verbietet man, daß sich der Schuhmacher in die Theologie mische, und daß der Theologe über die Handwerkerfrage rede, kurz, man breitet ein System von Privilegien und Befähigungsnachweisen über alles geistige und wirtschaftliche Leben aus, und sollte dann doch noch irgendwo die Ruhe unterbrochen werden, so verweist man jeden in seine Kompetenz und überläßt die betreffende Angelegenheit den betreffenden Fachleuten, die sich dann so sicher fühlen, wie weiland die Handwerksmeister auf dem goldnen Boden. Das hat den ungeheuern Vorteil, daß die Religion nie in den Verdacht kommen kann, kapitalistisch oder antikapitalistisch, fortschrittlich oder rückschrittlich, konservativ oder liberal, blau oder rot zu sein. Sie schwebt über all dem Geklingel des Tages, sie ist ein Urelement, das jede Verbindung scheut, das nur rein und unvermischt dargeboten werden will, eine Sache für sich. Wenn es der Kirche gelingt, die Religion so chemisch rein darzubieten, dann wird sie sich das allgemeine Vertrauen erwerben, dann werden sich Manchestermann und Sozialdemokrat am Altar als Brüder treffen, und die Könige und die Gassenkehrer werden ohne Nebengedanken Brüder sein im Geiste.

Wie traurig, daß diese schöne Konstruktion eben nur eine Konstruktion ist und kein Leben! Das Leben ist nicht schematisch, sondern es drängt nach Wechselwirkungen. Wo giebt es im materiellen Leben ungemischte Elemente? Man trifft fast ohne Ausnahme Mischungen und Uebergangsstufen. Das Leben selbst ist aber das ewige Sich-Finden, Sich-Verlieren, ist Anziehung und Abstoßung, Verbrüderung und Feindschaft. So wenig uns destillirter reiner Sauerstoff nützt, so wenig nützt Religion ohne Verbindung mit den Hauptgebieten des Volkslebens. Erst in der Mischung liegt die Kraft. Was ist z. B. die Religion, wenn sie sich nicht mit Pädagogik zur christlichen Erziehung verbindet, was ist Religion, wenn sie keine Stellung nimmt zu den philosophischen Versuchen der Welterklärung? Religion ohne Familie, Religion ohne ein gewisses Maß persönlicher Freiheit, Religion ohne Gemeinsamkeit, Hilfe, Brüderlichkeit — was bleibt dann übrig? Familie, Freiheit, Hilfe sind aber lauter Dinge, die auch mit Wirtschaftsordnung, Gesetzgebung, Technik auf das engste zusammenhängen. Will die Religion sich mit Erziehung, Welterklärung, Familie, Freiheit, Hilfe befreunden, will sie nicht von vornherein als Einsiedlerin in irgend einer Zelle langsam verdorren, so muß sie ihre Beziehungen zu allen Arbeitsgebieten der Menschheit immer von neuem prüfen und klären. Was leben will, muß mit dem gesamten Leben Fühlung halten. Die absolute Neutralität ist der Tod.

Ja, aber ist es denn nicht doch wahr, daß es keine christliche und keine unchristliche Elektrizität giebt? In einem bestimmten Sinne ist es eine unzweifelhafte Wahrheit. Sowenig es eine gläubige und eine ungläubige Wasserleitung giebt, so wenig macht es in der Wirksamkeit der elektrischen Ströme einen Unterschied, ob die Ingenieure zu Jehova beten oder zu Allah oder zu gar niemandem. Aber nun beginnt auch erst die eigentliche Frage: Der elektrische Strom an sich ist religiös indifferent, er ist aber überhaupt für die Menschheit gleichgiltig, solange er nicht in den Dienst der Menschen tritt. Aber von dem Tage an, wo der Funke sich zähmen läßt wie ein Roß, ändert sich durch ihn das Gesamtleben der Menschheit. Der elektrische Strom frißt alte Berufe weg und schwemmt neue Berufe an, er zerbricht vorhandne Systeme des Daseins und zwingt zu neuen Ordnungen, er bringt Freiheit oder Ketten, Ausbeutung oder Wohlfahrt, Massenelend oder Fülle, je nach dem ihn die Menschen verwenden. Die Elektrizität stellt der Ethik die größten Aufgaben, die Ethik aber kann an diese Aufgaben nur herangehen, wenn sie an den Willen Gottes gedenkt,

der die hilfreichen Ströme gegeben hat. So giebt es zwar keine „christliche Elektrizität," aber eine christliche Verwendungsweise der elektrischen Technik. Das Zeitalter der Maschine ist ohne die christliche Ethik begonnen worden. Jetzt sagt es das Wehklagen der Völker, wohin man kommt, wenn man die Technik sich selbst überläßt und nicht in die immer neue Technik die ewige alte Wahrheit hineinwirft.

Moses hat eingehende Bestimmungen getroffen, wie es mit der Haftpflicht gehalten sein sollte, wenn ein Ochse wild wird und jemanden verletzt oder tötet. Der Ochse war damals das, was heute der Dampf und die Elektrizität ist, die Kraftwirkung im Wirtschaftsleben des Volkes. Moses hat sich nicht schwermütig den Kopf zerbrochen, ob er über die schädlichen Wirkungen des nützlichen Tieres etwas festsetzen dürfe oder nicht. Er that es eben, weil er sein Volk zur Gerechtigkeit und Gottesfurcht erziehen wollte, er mußte es thun, wenn nicht alle Reden von Heiligkeit und Geradheit zum leeren Klang werden sollten.

Moses! Da sieht man es ja, daß die Christlich-sozialen auf alttestamentlich-gesetzlichem Standpunkt stehen! Was ist uns Moses? — Ich bitte um einen Augenblick Geduld: Die Gesetze des Moses sind als Einzelgesetze dahingefahren, sie mußten zerbrochen werden, weil andre Zeiten andre Regeln brauchen, aber das ist damit noch lange nicht aus der Welt geschafft, daß überhaupt Regeln und Ordnungen nötig sind, und daß diese Regeln und Ordnungen desto besser sein werden, je mehr sie aus wahrem Glauben heraus gegeben werden. Geist ohne Formen, Liebe ohne Ordnungen, Gerechtigkeit ohne Gesetze, Gemeinschaft ohne Verfassung ist wie Wasser ohne Dämme, wie Wein ohne Schläuche. Immer, immer wird der christliche Geist nach zeitgemäßen Formen ringen müssen, und immer wird er dabei sich selbst aus alter Gestaltung herausschälen und in neue Gestaltung hineinbetten müssen. Das ist in dieser Hinsicht der Fortschritt des Christentums über das Judentum, daß die Verbundenheit des Glaubens mit einer bestimmten Gesetzgebung gelockert ist. Seit den Briefen des Apostels Paulus ist es unmöglich, eine zeitliche Form als das dauernde Wesen des Christentums hinzustellen; aber ein Christentum ohne das Streben nach Form und Gestalt im Leben der Menschen hat es nicht gegeben und kann es nicht geben.

2. Einzelgemeinde und Volksgesellschaft

Man giebt im allgemeinen zu, daß das Christentum das Leben beeinflussen wolle, aber es müsse sich sorgfältig hüten, das wirtschaftliche Gesamtleben des Volkes regeln zu wollen. Das Christentum solle dem Einzelnen helfen, solle brüderliche Gemeinden schaffen, aber alles, was darüber hinausliegt, dem religionslosen Staate überlassen. Christus habe auch keine Gesetze gegeben, er habe sogar das bekannte schöne Wort vom Erbschichter gesagt und ihm solle man nachfolgen. (Luc. 12, 14.)

Ja, Christo sollen wir nachfolgen, es fragt sich nur: wie? Wenn Christus keine Gesetzesanträge stellte, so hat das für uns nur dann eine Bedeutung, wenn er dazu die Möglichkeit besaß, es aber aus bestimmten religiösen Gründen unterließ. Ohne diese Voraussetzung sagt der ganze Hinweis auf Jesu politisch neutrales Verhalten gar nichts. Wenn Jesus — sit venia verbo — als wahlberechtigter Bürger eines parlamentarischen Staates sich bewußt von allem öffentlichen Wirken fern gehalten hätte, nur dann könnte man von uns in seinem Namen das Gleiche fordern. So aber, wie die Sache wirklich liegt, konnte Jesus so wenig an sozialer Gesetzgebung in unserm Sinn teilnehmen, wie er etwa telegraphiren oder mit der Eisenbahn fahren konnte. Es ist unmöglich, uns genau nur an das anzuklammern, was er vor achtzehnhundert Jahren thun konnte, und was nicht. Er konnte keine Bruderschaften, Genossenschaften, Vereine, Kirchgemeinden gründen, und doch muß seine Christenheit solche Gestaltungen haben. Was übrigens den Erbschichter anlangt, so sollte man den nächstens schlafen lassen. Es handelt sich bei der betreffenden Stelle gar nicht um ein neues Hilfsgesetz, sondern einfach um die technisch richtige Anwendung vorhandner Gesetze im einzelnen Fall, d. h. um eine Fragstellung,

die noch heute auch der glühendste Christlich-soziale an den Rechtsanwalt verweisen würde. Den Erbschichter mag man verwenden gegen kirchliche Jurisdiktion, aber nicht gegen christliche Mitarbeit an Abhilfe der Not.

Jesus Christus giebt den Geist, das Leben, die originale Kraft. Von ihm her fließt alles, was für uns wahre Religion ist; aber die Bäche, in denen es fließt, sind verschieden je nach der geologischen Beschaffenheit des Bodens. Rinnsale in Sand sind anders als Rinnen in Kalk, als Spalten in Granit. Wenn daher die Form des christlichen Gemeinschaftsgeistes vor einein-halbtausend Jahren die Einzelgemeinde war, so folgt daraus keineswegs, daß die Einzelgemeinde für alle Zeiten den Umkreis christlicher Gemeinschaftsorganisation ausmacht. Man hat diesen Punkt in den letzten Jahren oft sehr einseitig behandelt. Man hat am Christentum alles andre als wandelbar angesehen, die Dogmatik, das Bekenntnis, die Kirchenverfassung, eins aber sei fest und unveränderlich: die Bedeutung der Ortsgemeinde. Wir haben unsrerseits gegen den Eifer für die Ortsgemeinde nie etwas gesagt, da wir ihn im wesentlichen für gut hielten und halten; auch jetzt möchten wir keiner gesund organisirenden Bestrebung innerhalb der Christenheit auch nur die kleinste Schwierigkeit bereiten, aber sobald die Einzelgemeinde dem christlichen Volksganzen in der Weise gegenübergesetzt werden soll, daß nur sie die christliche Hingebung verlangen dürfe, wenn man das Sulzische Gemeindeideal, wohl nicht im Sinne seines Hauptvertreters, als Gegensatz gegen das Christlich-soziale hinstellen will, da gilt es rundweg zu sagen: die Einzelgemeinde ist als alleiniger Boden der christlichen Liebe viel zu klein.

Lokalgemeinde hat solange zentrale Bedeutung als eben die Verhältnisse wesentlich lokal geartet sind, solange als es feste seßhafte Bevölkerung mit Ortsanhänglichkeit und Ortsabhängigkeit giebt, solange die Leute für den Ort arbeiten, im Ort verkehren, aus ihm ihre Denkweise beziehen u. s. f. Unter derartigen Verhältnissen kann die Gemeinde einen wirklichen Zusammenschluß und Ausgleich sozialer Unterschiede herstellen. Diese Vorbedingungen sind nun in unsrer Zeit nur noch teilweise vorhanden und nehmen in ihrer Bedeutung ab. Daher kann die Einzelgemeinde beim besten Willen nichts Wesentliches erreichen. Was soll die Einzelgemeinde thun, wenn etwa alle Bauern infolge einer falschen Erbordnung oder Zollgesetzgebung verarmen; was soll sie thun, wenn die Textilindustrie den amerikanischen Markt verliert und die Leute deshalb hungern; was kann sie thun, wenn Kinderarbeit um der Nahrung willen nötig und doch für die Gesundheit der ganzen Jugend verderblich zu Tage tritt? Was vermag die Gemeinde als solche gegen Prostitution, Diebstahl, Lohndruck, Riesenvermögen? Was kann sie thun, wenn Geistesnahrung fragwürdigster Art von außen kommt? Kurz, die Gemeinde in allen Ehren, aber man soll von ihr nicht verlangen, was sie nicht leisten kann: die volle Darstellung des christlichen Hilfsgeistes in der Welt zu sein.

Heute sind durch Schienen und Drähte alle Orte so aneinander gebunden, daß Nöte und Pflichten viel mehr gemeinsam sind als je zuvor. Darin liegt ein wichtiges Stück der sozialen Fragen überhaupt, darin liegt aber insbesondere für den christlichen Glauben die Frage, ob er weit genug ist, um unter diesen veränderten Lebensbedingungen wirken zu können. Verschmelzt er sich untrennbar mit absterbenden Formen, so muß er ihr Schicksal teilen. Wenn die „Liebe," „Gerechtigkeit," „Barmherzigkeit," „Brüderlichkeit" nur innerhalb der Gemeindegrenze walten sollen, dann haben sie keine Kraft für ein Geschlecht von Menschen, das nun einmal mit größern Gemeinschaften rechnet. Wir wissen, soweit wir nicht das Leben unsrer Großmütter nachträglich noch einmal leben, daß, abgesehen von kleiner Almosenhilfe, nur durch allgemeine Maßregeln der Not gesteuert werden kann. Will das Christentum überhaupt Not lindern und beseitigen, so muß es den einzigen Weg benutzen, den es heute dafür giebt. Im andern Falle mag es so ehrlich sein zu erklären: wir wollen die Massenarmut bleiben lassen wie sie ist. Ob das aber wohl Nachfolge Christi sein würde?

Jesus Christus ist so groß, daß ihn kein einzelnes Wort ganz bezeichnen kann; ein Name hat sich aber uns allen unverlösch-

lich eingeprägt: „der Heiland.“ Bei diesem Namen sehen wir ihn vor uns, wie er sich hingiebt in Hilfe. Er ist lebendige Hilfe. Sieht nun dieser Heiland so aus, als würde er einer blassen Theorie zuliebe den einzigen Weg umfassender Hilfe nicht wählen? Ist Jesus etwa bloß für „Gemeindeprinzip“ oder bloß für „Almosen“ oder bloß für „indirekte Einwirkung auf die Gesetzgebung“ oder bloß für „Sammlung der Wiedergebornen“? Jesus ist die Hilfe, er geht mit allen, die ihm thatkräftig dienen wollen, er geht auch mit uns Christlich-sozialen, und wir fühlen seinen Atem und hören seinen Schritt. Es rauscht auf den Straßen der Welt: Jesus von Nazareth geht vorbei. Er belebt Hilfe im großen Stil, er bringt Versöhnung und Friede, er lehrt uns Brüder sein.

Das ist ohne weiteres klar, daß im Neuen Testament keine Gesetze für das Jahr 1900 geschrieben stehn. Das hat niemand behauptet. Trotzdem hört das wunderliche Geschwätz nicht auf, wir sollten die Bibel nicht als Kodex der sozialen Gesetzgebung ansehen, wir sollten nicht im Namen Jesu gewisse Steuern fordern und dergleichen mehr. Bei solchen Einwänden haben wir ein Recht, ungeduldig zu werden. Wer will denn von uns allen einen derartigen Gebrauch der Bibel herbeiführen? Von Stöcker und Weber bis Göhre und Schall herrscht auf diesem Gebiet die ganz klare Ueberzeugung: die Einzelgesetze entstammen dem heutigen wirtschaftlichen Nachdenken, kein Einzelgesetz läßt sich auf ein Einzelwort Jesu zurückleiten. Was wir von Jesus und aus der Bibel haben, das ist der Geist, die innere Triebkraft, die Hoffnung, der Glaube. Jesus hat uns erfaßt, er hat uns in die Hand genommen und in seine Seele hineingezogen. Darum können wir nicht anders, wir müssen dienen, heilen, helfen. Wie wir es machen sollen, dazu gab Gott uns Augen, Ohren, Vernunft und alle Sinne.

In der Warnung, die Christen sollten keine Gesetze machen, liegt ein gutes Stück vergangner Zeit. Vor Zeiten wurden bisweilen Gesetze von den Regierenden „gemacht.“ Heute ist bei allen wirklich tiefgreifenden Neuerungen der Vorgang ein andrer. Die Gesetze sind das letzte Ergebnis einer längern Geistes- und Seelenarbeit des Volks, sie sind Resultate von Kämpfen und Reibungen, sie sind im letzten Grunde Wiederspiegelungen dessen, was vorher schon in Furcht oder Hoffnung erlebt ist. Es entsteht keine wichtigere Neuerung, ohne daß der ganze Volkskörper bei der Geburt zittern müßte. Deshalb ist in einem einzigen Gesetz oft eine Fülle von Motiven, Anschauungen, von Neid und Liebe, von Groll und Träumerei eingeschlossen in kurze, kalte Paragraphen. Um die kalten, eisernen Paragraphen gießen zu können, war vorher die erhöhte Temperatur nötig. Nach der Art der Glut fällt der Guß aus. Wie kann nun eine Religion, die Leben sein will, das Volk in den Stunden verlassen, wo es am meisten in sich selbst arbeitet, wo es für Jahrzehnte Entschlüsse faßt und sich entscheidet für Gerechtes oder Ungerechtes? Wenn überhaupt der Glaube gerade die Höhepunkte des Lebens läutern und klären soll, dann vor allem die Wendepunkte der Volksgeschichte.

Damit ist auch schon unsre Stellung zu dem landläufigen Worte vom „religionslosen Staat“ gegeben. Was ist denn der Staat? Er ist doch nicht eine fertige Maschine, sondern er ist der sichtbare Körper des lebendigen Volks. Der Staat wird immer soviel Leben, Glauben, Liebe, Wahrheit haben, als die vergangne und gegenwärtige Generation des Volks. Wenn ein Volk keinen Gott mehr hat, wird es auch einen gottlosen Staat und eine gottlose Gesetzgebung haben. Darum, wer den Staat formen will, der fülle Geist in die Seele des Volks dann, wenn sie arbeitet und ringt. Der Christ muß immer wünschen, daß der Bruchteil christlichen Geistes im Gesamtleben des Volks möglichst groß sei.

3. Buße, Glaube, Liebe, Hoffnung

Hundertmal haben wir gelesen: Die christliche Predigt ist Buße, Glaube, Liebe, Hoffnung, was darüber ist, das ist vom Uebel. Ganz recht! Wir sind einverstanden, nur fragt es sich, was diese Ausdrücke enthalten.

Wenn ich das Wort Buße höre, so stehen Johannes der Täufer und Savonarola vor meinem Geiste. Das waren Bußprediger von Gottes Gnaden. Wie aber haben sie gepredigt? Nicht nur in allgemeinen Abstraktionen, sondern ganz konkret, ganz lebendig und wirklich. Johannes hat die Stände vorgenommen und ihnen die Wahrheit im einzelnen gesagt, den Zöllnern, den Kriegsleuten u. s. w.; Savonarola blieb nicht bei der farblosen Rede über die Sünde im allgemeinen, sondern er griff bestimmte Volkslaster fest an und scheute sich nicht, den Zusammenhang der Sünde mit der Staats- und Kirchenverfassung klar zu legen. Wie Luther Buße predigte, beweist neben vielem andern seine Schrift über Kaufhandel und Wucher. Das ist es gerade, was wir alle brauchen, zunächst für uns selbst und dann für die andern: konkrete, derbe, faßliche Bußpredigt, die die Sünde zeigt, wie sie ist. Nun kann aber niemand Buße predigen, der das Leben nicht kennt; die Kenntnis des heutigen Lebens ist aber eine komplizirte Sache. Die Sünde hat sich in Gesetze und Prinzipien verkrochen, sie lebt in Geschäftsgebräuchen und in sozialen Massenerscheinungen. Da muß sie aufgesucht und verfolgt werden. Es ist unmöglich, daß heute jemand ordentlich über das unendlich tiefe Wort redet: „Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels,“ der nicht durch volkswirtschaftliche Kenntnis einen Einblick darein gewonnen hat, wie sich die indirekten Wirkungen des Geizes gestalten, wie Arbeitslosigkeit, Kindersterben, Prostitution mit dem Geiz zusammenhängen. Es kann niemand in sachgemäßer Weise das Wort „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ dem heutigen Menschen auslegen, der keine eigne Ansicht hat über die Lehre vom allgemeinen Kampf ums Dasein. Sonst rufen wir Buße, Buße! aber wir sagen den Leuten nicht, worin die Sünde und worin die Umkehr besteht. Das große Lehrstück von der Erbsünde wird erst dem recht klar, der sich in die Verflochtenheit von Einzelsünde, Gesamtsünde, Standesselbstsucht, Klassengegensätzen, von historischem Recht und Unrecht, in die Sündenlast der Jahrhunderte, wie sie heute zu Normen und Gewohnheiten geworden ist, denkend und glaubend vertieft.

Buße wird erst voll verstanden vom Glauben aus. Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde. Der Glaube aber hängt an der Person Christi, er ist nicht bloß der Trost der Vergebung, er ist mehr, er ist das Zusammenwachsen mit Christo, das Einswerden mit seinem Geiste, das Mitempfinden seines Daseins, das Miterleben seiner Seele, wie es Paulus sagt: Nun aber lebe nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Im Glauben sind wir Glieder des Leibes, an dem er das Haupt ist, wir haben teil an seinem Frieden und an seiner Weltüberwindung, aber auch an seiner Weltarbeit und an seinen Schmerzen. Der Glaube macht uns zu seinen Jüngern, als ob wir mit Petrus und Johannes wandelten, fühlten, lebten. Von diesem Glauben fehlt uns etwas, wenn wir den Kampf Jesu gegen den Mammon, gegen Menschensatzungen, gegen Elend und Not, gegen Standesüberhebung und Bevormundung nicht miterleben. Wir müssen Jesum verstehen, wenn er mit den Ausgestoßnen der guten Gesellschaft verkehrt, wenn man ihm nachsagt, er rege das Volk auf, wenn er der Mittelpunkt der Mühseligen wird, wenn er den Reichen die Wahrheit gründlich sagt. Um aber den wirklichen, leibhaftigen Christus zu verstehen, um an ihn glauben zu können mit ganzer Inbrunst und Kraft, müssen wir versuchen im Volke zu stehen wie er. Das ist schwer, aber das ist Glaube. Jesus stand inmitten der breiten Masse und brach ihr das Himmelsbrot. Wo stehen wir? Jesus sieht die Weltgeschichte vom Standpunkte der Hungrigen, Durstigen, Nackenden an, er identifizirt sich mit den Geplagten. Wer glauben will, der muß suchen und ringen, bis er diesen Standort findet. Das aber kann er heute nur, wenn er die Lebensbedingungen der armen Brüder Christi kennen lernt.

Christus ist die Liebe. Wir wissen es und sagen es, und doch bleiben wir und andre so kalt. Es fehlt die Anweisung, wie wir die Brüder lieben sollen. Die besten Christen stehen vor dem Haufen vorhandner Not still, möchten gern etwas thun und wissen nicht, wie. Sie sind klug genug, um einzusehen, daß mit dem Almosen wenig geholfen ist. Ihnen erscheint es nicht ehrlich, mit sehenden Augen bloßes, morsches Flickwerk zu treiben. In ihrem Gemüt ist eingeschrieben: christliche Hilfe

muß reell sein, sie darf nicht bloß den einen in die Arbeit schieben, damit an andrer Stelle ein andrer herausfalle, sie darf nicht entwürdigen, entmündigen, sie darf nicht bloß nachträglich Pflaster aufkleben, sondern sie muß Krankheit verhüten. Diesen Zug zum Ernst in der Christenliebe soll man um Gottes willen nicht hindern. Man soll es getrost zulassen, wenn die Christenliebe ihre eignen bisherigen Methoden kritisirt, um größer und wahrer zu werden. Je mehr aber die Liebe wächst, desto mehr muß sie bei heutigen Verhältnissen vom Studium der Ursachen der Not begleitet sein. Die Christenliebe muß furchtlos werden und fleißig, sie muß auch den Geist und das Studium sich dienstbar machen. Woher kommt es denn, daß das, was wir heute christliche Liebesarbeit nennen, vielfach nur von wohlhabenden gutwilligen Frauen getrieben wird, aber nicht von Männern? Ist die christliche Liebe nur Frauensache, ist sie nur Kleinkram und Tändelei? Die Christenliebe ist etwas Großes für die besten Energien und Geister, sobald sie nur in ihrer Größe und Weite entdeckt wird. Der Weg zur Vertiefung und Stählung der Christenliebe ist das Christlich-soziale.

Immer war das Christentum Hoffnung. Es sprach zu den Leuten: Hebet eure Augen auf. Als Jesus kam, erfüllte sich nach dem Bericht des Evangelisten das Wort des Propheten: Das Volk, das im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht. Die Hoffnung war immer wesentlich jenseitig und muß es bleiben, aber sie hatte auch immer irdische Züge. Wenn Jesus den Hungrigen verheißt, daß sie satt werden sollen, so ist das eben die Art des Trostes, wie sie diese Leute am meisten brauchen. Wenn Jesus sagt: die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, den Armen wird das Evangelium gepredigt, so ist das Morgenrot für alle Gebrochnen. Diesen aufmunternden, auch irdisch tröstenden Ton darf das Christentum nicht verlieren. Wir müssen nicht nur von den Früchten des Paradieses reden, sondern auch von dem Vater, auf den alle Augen warten, daß er ihnen Speise gebe zu seiner Zeit. Die Art aber, in der Gott Speise giebt, will verstanden, und die Frage, ob aller Hunger von Gott komme, will erörtert sein. Das geht aber nicht, ohne über die Verhältnisse von Konsumtion und Produktion nachzudenken. Wir müssen dem Pessimismus in jeder Form begegnen, wenn wir ein Volk haben wollen, das zeitliche und ewige Hoffnung hat, auch dem volkswirtschaftlichen Pessimismus. Ein Volk, das glaubt, die Erde sei so miserabel eingerichtet, daß nur ein Teil der Menschen satt werden könne, wird auch von den blühendsten Bildern der Offenbarung Johannis kaum mehr zu zukünftiger Hoffnung belebt werden können.

Es giebt ein großes, tiefes, oft vergessenes, oft kleinlich und eng gebrauchtes Wort: Bekehrung. Dieses Wort bezeichnet die große Wandlung, wenn ein Mensch, ein Geschlecht, ein Volk, eine Zeit sich entschließen, Christo ganz anzugehören. Jetzt giebt es „Bekehrte," die sich nicht scheuen, ihre Brüder auszubeuten durch Zins und Zinseszins, während sie reichlich genug haben, die Schätze sammeln auf Erden, obwohl es Jesus verboten hat, die den armen Lazarus mit Brocken und Brosamen abspeisen, die für das Leben ganzer Schichten ihrer Brüder kein persönliches Interesse haben. Ihre Bekehrung ist in ihren eignen Augen ehrlich, und doch ist sie ganz unvollkommen. Das kann ihnen aber nicht zugerechnet werden, so lange sie Buße und Liebe nur im engsten Gewande der Personalbeziehungen kennen lernen. Sie wissen nicht, was sie thun. Es ist aber nötig, daß die Augen aufgethan werden für die große Kraft, die in dem einen göttlichen Worte liegt: Bekehrung!

F. Naumann

Die Evangelischen Arbeitervereine und die Reichen

Der erste Evangelische Arbeiterverein ist am 29. Mai 1882 gegründet, und heute schätzen wir die Mitgliederzahl der Vereine auf 75 bis 80000. Das ist ein schöner Erfolg. Von aller Reaktion gegen die Sozialdemokratie wird die Bewegung den Preis verdienen, die zu neuen Organisationen innerhalb der Arbeiterwelt führt. Die Stärke der Sozialdemokratie liegt, wie man auch über die Macht ihrer Ideen und ihrer Ideale

denken mag, vornehmlich in ihrer Organisation, in dem Netz von festgefügten Vereinsbildungen, das über alle Provinzen und Städte unsers Vaterlandes ausgebreitet ist; ihr Feldgeschrei lautet immer wieder: „Organisirt euch!" „Alle für einen, und einer für alle." Diese gewaltige, wohlorganisirte Macht der arbeitenden Volksklassen wird unüberwindlich bleiben, wenn nicht aus dem Volke heraus eine neue große Volkspartei erwächst, die den berechtigten Forderungen des Arbeiterstandes mit gleicher Thatkraft gerecht zu werden sucht und ihren Grundsätzen durch eine gleich feste Organisation der arbeitenden Bevölkerung Geltung zu verschaffen weiß.

Die erste bisher über Erwarten erfolgreiche Arbeiterorganisation, die auf dem Boden religiöser und vaterländischer Gesinnung stehend in bewußten Gegensatz zur Sozialdemokratie getreten ist, sind, abgesehen von den katholischen Männer- und Gesellenvereinen, die Evangelischen Arbeitervereine. Es darf auch als ein Ereignis von politischer Bedeutung angesehen werden, daß sich so viele tausende deutscher Arbeiter auf Grund eines sozialen Reformprogramms vereinigt haben. Keine der bestehenden politischen Parteien hat es in so kurzer Zeit zu einer ähnlichen Organisation breiter Volksschichten gebracht. Man hört oft sagen, die alten Parteien haben sich überlebt, und richtig ist, daß gegenüber den sozialen Problemen unsrer Zeit keine einzige mit einem klaren Programm einheitlich und festgeschlossen dasteht, während andrerseits der Evangelisch-soziale Kongreß und auch die Evangelischen Arbeitervereine Männer der verschiedensten politischen und religiösen Parteistellung in sich vereinigen. Ists zu verwundern, daß mancher glaubt und wünscht, die Evangelischen Arbeitervereine möchten berufen sein, die Grundlage zur Neubildung einer sozialpolitischen Partei zu bieten? Es ist begreiflich, daß schon die Erfolge der Sozialdemokratie die in den Evangelischen Vereinen organisirten Arbeiter mächtig reizen, auch ihrerseits die schneidige Waffe des allgemeinen Stimmrechts in den sozialen Kämpfen zu erproben. Welche weitre Entwicklung die Evangelischen Arbeitervereine nehmen werden, ob und wann sie aufhören werden, politisch parteilos zu sein wie bisher, und welche Umbildung vorausgehen muß, um sie zur Teilnahme an den politischen Kämpfen auszurüsten, das läßt sich nicht voraussagen. Aber das ist wohl sicher: sollen die Evangelischen Arbeitervereine eine Zukunft haben, so dürfen sie sich nicht irgend einer kirchlichen Richtung oder einer politischen Partei dienstbar machen lassen; sie müssen wie bisher Raum behalten für Männer aller Richtungen und Parteien, die bereit sind, von dem Boden evangelischen Christentums und vaterländischer Gesinnung aus thatkräftig mitzuwirken an dem Ausgleich der schroffen Gegensätze in unserm Volke, die gefahrdrohend geworden sind für die höchsten Güter unsers Vaterlandes.

Es ist ein prinzipieller Fehler, zu verkennen, daß die Ueberwindung der schweren Notlage unsrer wirtschaftlichen Zustände nur unter Mitwirkung aller Volkskreise möglich ist. Ein Zusammenwirken aller Volksschichten aber, eine Versöhnung der gewaltigen Gegensätze kann nur dann erhofft werden, wenn alle von der Notwendigkeit eines Ausgleichs überzeugt und versöhnlich gestimmt werden. Darum muß die evangelisch-soziale Gedankenwelt alle Kreise unsers Volkes durchdringen, muß in allen Ständen und Berufsarten, bei Hoch und Niedrig, Arm und Reich mannhafte Vertreter finden, wenn sie auf die Dauer erfolgreich sein will. Mit der Erneuerung unsers Volkslebens „nach unten" muß zugleich eine solche „nach oben" erstrebt werden. Darum dürfen sich die Freunde der evangelisch-sozialen Bewegung in ihrem Wirken nicht auf die Arbeiterwelt beschränken, sondern müssen zugleich die vielleicht schwierigere, aber nicht minder wichtige Aufgabe ernstlich in Angriff nehmen, die Besitzenden und Gebildeten für soziales Denken und Handeln zu gewinnen. Nur wenn es gelingt, auch in den Kreisen der Reichen soziale Gesinnung zu wecken, d. h. der Ueberzeugung Raum zu schaffen, daß es ihre Pflicht ist, was schon die Klugheit erfordert, im Interesse der Gesamtheit bedeutende Opfer zu bringen, freiwillig auf rechtmäßig erworbne oder ererbte Rechte zu verzichten und mit Einsetzung der eignen Persönlichkeit, nicht nur des Geldes, an dem Wohle aller mitzuarbeiten, ist ein Ausgleich der Gegensätze, eine Gesundung der

krankhaften Zustände denkbar. Durch Gesetze allein, und wären es die besten der Welt, beseitigen wir die soziale Not und Gefahr nicht; aber auch nicht einmal eine gesunde sozialpolitische Gesetzgebung ist ohne Mitwirkung und Zustimmung der Besitzenden und Gebildeten durchzusetzen.

Die Aufgabe, in den Kreisen der Besitzenden und Gebildeten soziale Gesinnung zu erwecken, darf also gegenüber der Thätigkeit in den Arbeitervereinen nicht zurücktreten. Diese Gefahr wächst um so mehr, je größer der Erfolg ist, der mit den Arbeitervereinen in allen Teilen Deutschlands erzielt wird. Ja, viele Freunde der evangelisch-sozialen Bewegung, und zwar gerade solche, die für die Arbeitervereine und ihre Entwicklung das lebhafteste Interesse bethätigen, erblicken in der einseitigen Parteinahme für die Arbeiterwelt den allein gangbaren Weg, um dem Arbeiterstande die ihm gebührende soziale Stellung und Gleichberechtigung mit den andern Ständen zu erkämpfen. Sie meinen, daß in den sozialen Kämpfen der Gegenwart alle wahren Volksfreunde mit größter Entschiedenheit für die Forderungen des Arbeiterstandes eintreten müßten, und zwar ohne Rücksicht auf den steigenden Unwillen der Besitzenden.

Als Führer dieser „christlich-sozialen" Richtung, die namentlich unter den jüngern evangelischen Geistlichen weit verbreitet ist, wird allgemein Herr Pfarrer Naumann in Frankfurt a. M. angesehen.

Naumann bezeichnet seinen Standpunkt z. B. mit den Worten:*)

Nur wenn unsre Arbeitervereine ehrliche Vertreter der Arbeiterinteressen sein werden, nur dann haben sie eine Zukunft. Das müssen wir ganz offen aussprechen, weil viele gute Freunde uns immer zublasen: Vorsicht! Vorsicht! Gewiß ist Vorsicht etwas schönes und gutes; aber es giebt eine Vorsicht, die zur Hilflosigkeit wird. Gott behüte uns vor solcher falschen Vorsicht! Oder denkt ihr, wir hätten Lust, unsre Kraft an eine Arbeit zu setzen, die wir selber für vergeblich halten müßten?

In seinen gesammelten Aufsätzen, die den Titel führen: Was heißt Christlich-Sozial?**) lesen wir (S. 23):

Die Hauptgefahr der Christlich-Sozialen ist: klein und eng und vorsichtig zu sein. Unsre Losung muß werden: praktisch und weit!

Naumann will nichts wissen (S. 27) von einer

christlich-sozialen Bewegung, die so fein ist, daß jede Gräfin an ihr süßes Wohlgefallen haben kann, die so gebildet ist, daß jeder Gelehrte unterstützendes Mitglied wird, und die so zahm ist, daß alle Geldschränke sich ihr von selbst öffnen, ... von einer Richtung, die nur zum Schein arbeiterfreundlich ist. Wir wollen keine allgemeine Harmoniesuppe, deren Charakter niemand zu erkennen vermag. ... Wer nicht ehrliche und redliche Arbeiterhilfe will, wer ewig nur in dem lauen Wasser der Unentschiedenheit seine unschuldigen Hände waschen will, wem die Angst um das Volk weniger auf die Seele brennt, als die Angst um seine schönen Kupons, der soll sich in uns täuschen, wenn er meint, uns vor seinen silbernen Wagen spannen zu dürfen. (S. 28)

Wir bearbeiten die soziale Frage vom Standpunkt der Bedrängten, für die Bedrängten und mit den Bedrängten. Nur so [!] sind wir ehrlich Christlich-sozial (S. 6). Wir müssen alles unter dem Gesichtswinkel der Hungrigen betrachten lernen (S. 9). Es ist eine Lebensfrage für den geistlichen Stand, ob er dieses jetzt vorhandne Mißtrauen [der Arbeiterwelt] dadurch überwinden kann, daß er getreu die Sache der Armen zu seiner Sache macht. Er kann das nicht, ohne sich mit den besitzenden Klassen in Spannung zu bringen. Es geht aber nicht, oben und unten zugleich gut Freund zu sein. Oder hat etwa der Herr Jesus dieses Kunststück fertig gebracht? Wollt ihr es besser verstehen als er? Versucht es, wenn ihr wollt! (S. 17)

Nach diesen letzten Worten scheint Naumann sogar jeden ernsthaften Versuch, auch die Besitzenden für die evangelisch-soziale Sache zu gewinnen, seinerseits von vornherein als unnütz und aussichtslos aufzugeben.

Für diesen Standpunkt werden vielfach die bekannten Worte des Herrn über den Reichtum und ihre Besitzer geltend gemacht. Man sagt: Nur für die Armen ist das Himmelreich bestimmt, ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen; es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe (Matth. 19, 23). Ihr sollt auch nicht Schätze sammeln auf Erden. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon (Matth. 6) u. s. w. Jesus hat es also selbst gesagt, daß es ein vergebliches Bemühen ist, die Reichen zu einer Sinnesänderung bringen zu wollen. Die

*) Sonntagsgruß, Nr. 40 vom 1. Oktober 1893.

**) Zwei Besprechungen dieser Schrift, eine von einem Theologen, die andre von einem Nationalökonomen, folgen in nächster Nummer.

D. H.

Besitzenden können nur durch eine mächtige Volksbewegung von unten nach oben zu Zugeständnissen gezwungen werden. Ist doch auch die soziale Gesetzgebung in unserm Vaterlande gar bald wieder ins Stocken geraten, weil die Kapitalisten im Regiment sitzen, die sich zu sozialen Reformen nur verstehen, soweit sie müssen. Darum ists gerade Pflicht aller derer, die eine friedliche Lösung der sozialen Frage erstreben, überall rücksichtslos gegen die Reichen aufzutreten, um wenigstens durch Erweckung von Furcht zu erreichen, was Selbstsucht und Hartherzigkeit versagen.

Wir geben zu, daß manche Thatsachen zu solchen Erwägungen Veranlassung bieten; es mag auch sein Gutes haben, wenn die Besitzenden bisweilen diese schärfere Tonart hören; aber als maßgebend für die Freunde der evangelisch-sozialen Bewegung darf diese Auffassung nicht angesehen werden; denn sie ist einseitig und in ihren Wirkungen gefährlich.

Wir geben zu, daß die „Arbeiter unter allen Umständen die Grundlage des christlichen Sozialismus bilden" müssen; (S. 28) wir sind nicht so gewissenlos, „die Mitglieder der Evangelischen Arbeitervereine vom Kampf für ihren Stand ablenken zu wollen"; wir verkennen auch nicht, daß die, die in den sozialen Kämpfen der Gegenwart Erfolge erzielen wollen, es unmöglich allen recht machen können und keine Leisetreter sein dürfen. Wir sehen ferner ein, daß „in der wachsenden Konzentration des Kapitals in wenigen Händen ein schwerer wirtschaftlicher Uebelstand zu erblicken ist, dem der Staat auf alle gesetzliche Weise entgegenwirken" soll, daß also vor allem die Besitzenden große Opfer bringen müssen, wenn wir zu bessern sozialen Verhältnissen kommen wollen. Aber andrerseits darf doch auch nicht vergessen werden, daß, wenn „die durch die Fortschritte der Technik hervorgerufne Großindustrie [im Programm der Evangelischen Arbeitervereine] als wirtschaftliche Notwendigkeit anerkannt" wird, ebensogut das Großkapital bestehen und erhalten bleiben muß. Wo ist nun die Grenze für die Entwicklung des Großkapitals zu ziehen? Ists nicht ein Widerspruch, zu sagen: „wir erkennen die Konzentration der Betriebe als notwendig an, verwerfen aber die Konzentration des Kapitals"? (S. 22). Wenn Kapitalkonzentration zum Zweck des Großbetriebs notwendig ist, so muß entweder auch Kapitalkonzentration als Besitz und Eigentum des Einzelnen zugestanden werden, oder jede Art von Großbetrieb muß dem einzelnen Unternehmer entzogen und die Produktionsmittel müssen Eigentum der Gesamtheit werden. Wo aber ist in letzterm Fall die Grenze zu ziehen zwischen Großbetrieb und Kleinbetrieb? Wo bleibt die Grenze zwischen „christlichem Sozialismus" und Sozialdemokratie? Es ist aber auch verkehrt, alle Schuld an unsern sozialen Mißständen allein oder vornehmlich der Entwicklung des Großkapitals beizumessen; das Uebel liegt tiefer, in den Menschen selbst, in ihrer Selbstsucht und Sünde. Weil aber Sünde und Selbstsucht eine Macht in der Menschenwelt bleiben wird, und zwar nicht nur in den Kreisen der Großkapitalisten, sondern auch in der Arbeiterwelt, darum kann auch Not und Elend auf dieser Erde niemals beseitigt, sondern nur verringert werden. Selbst wenn Mittel und Wege gefunden werden könnten, die Konzentration des Kapitals zu verhindern oder zu beseitigen, so würde doch die Selbstsucht und damit die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen bestehen bleiben. Die soziale Frage ist durch keine wirtschaftliche Formel zu lösen; sie ist überhaupt nur in gewissen Grenzen zu lösen, weil die wirtschaftlichen Zustände ganz wesentlich durch die sittlichen Kräfte bestimmt werden, die in dem Leben eines Volkes maßgebend sind, wirtschaftliche Vollkommenheit also ebensowenig erzielt werden kann als sittliche. Darum muß auch der Schein vermieden werden, als ob es in der Macht der Besitzenden läge, alles soziale Elend zu beseitigen, als ob nur die Selbstsucht der Reichen die sozialen Mißstände hervorgerufen hätte oder aufrecht erhielte. Dieser Schein wird aber durch den „Antikapitalismus" vielfach erweckt, auch wenn nur der Kapitalismus als Ursache der sozialen Not bezeichnet wird und nicht die Kapitalisten. Wesentlich verstärkt wird aber dieser Schein, wenn die Freunde der evangelisch-sozialen Bewegung, die sich mit der Leitung der Arbeitervereine befassen, allzu einseitig für die Interessen des Arbeiterstandes

Partei nehmen, sodaß sie in den Verdacht kommen, ohne gründliche Prüfung und Sachkenntnis seine Forderungen zu billigen. Soll sich der Kampf auf wirtschaftlichem Gebiete friedlich entwickeln, soll ein Ausgleich der schroffen Gegensätze in unserm Volksleben angebahnt und gefördert werden, so muß in alle Schichten unsers Volkes eine versöhnliche Grundstimmung kommen, und zu diesem Zweck muß auf beiden Seiten eine Gesinnung freundlichen Entgegenkommens und Nachgebens gepflegt werden. „Bei gegenseitiger Verbitterung wird alles nur immer düsterer und trüber." Zur Vermittlung und Versöhnung vorhandner Gegensätze ist der aber nicht geeignet, der sich auf die eine Seite der mit einander ringenden Parteien stellt; er wird im günstigsten Falle Groll und Mißstimmung verschieben, nicht vermindern. Wer versöhnend wirken will, muß sich der größten Unparteilichkeit befleißigen und sich im Reden und Handeln durch Besonnenheit, durch vorsichtiges und gerechtes Urteil nach beiden Seiten hin auszeichnen. Gerade hierdurch müssen sich auch die Freunde der evangelisch-sozialen Bewegung hervorthun, wenn sie wahre Freunde der Arbeiterkreise sein und mit Erfolg die Interessen des Arbeiterstandes vertreten wollen. Verlieren sie das Vertrauen der Gutgesinnten unter den Besitzenden, so werden sie keine praktischen Erfolge von Bedeutung erzielen, in einzelnen Fällen sogar die Lage der Arbeiter erschweren. Besonders beklagenswert ist es, wenn ungerechtes und liebloses Urteil gegen die Besitzenden in Verbindung gebracht wird mit den Worten des Herrn über die Gefahren des Reichtums.

Die buchstäbliche Auffassung von Matth. 19, 21: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gieb es den Armen, verkennt den Zusammenhang und den eigentlichen Sinn dieses Wortes. Jesus ist nicht ein Gegner des Eigentums und hat nirgends eine Grenze des Besitzes festgesetzt. Reichtum ist nicht Sünde, sondern die Selbstsucht der Reichen, ihr Vertrauen auf Reichtum (Mark. 10, 24), des Mammons Sklave sein (δουλεύειν, Matth. 6, 24). Der 27. Artikel der Confessio Augustana sagt:

> Die rechte Vollkommenheit und der rechte Gottesdienst stehet nicht im Betteln, ... denn daraus, so der gemeine Mann höret, daß die Bettler allein sollen vollkommen sein, kann er nicht wissen, daß er ohne Sünde Güter haben und hanticren möge.

Den Reichen, die ihren Reichtum dazu mißbrauchen, alle Tage herrlich und in Freuden zu leben, ohne des Lazarus zu gedenken, der vor ihrer Thüre liegt, stellt Jesus ewige Vergeltung in Aussicht, nicht aber denen, die ihren Reichtum als Gottes Eigentum und als ein anvertrautes Pfund betrachten, über dessen Gebrauch sie einst Rechenschaft abzulegen haben. Nicht jeder Reiche ist dem Mammonsdienst verfallen, nicht jeder Besitzende geht des Himmelreichs verlustig. Zachäus war reich (Luk. 19, 2), sagte von sich selbst: So ich jemand betrogen habe — und die es sahen, murreten alle, daß Jesus bei einem Sünder einkehrte; aber Jesus sprach zu ihm: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, sintemal er auch Abrahams Sohn ist. Wer wollte leugnen, daß es auch heute noch Zachäuscharaktere unter den Reichen giebt? Es ist unbillig, zu verkennen, daß es auch heute vielen Arbeitgebern Ernst ist, den Arbeitern ihr volles Recht zu gewähren, und sie nicht mit Almosen abzufinden, daß es auch heute vielen Besitzenden eine Pflicht und eine Freude ist, für das Wohl der Notleidenden Opfer zu bringen. Wir geben gewiß zu, daß verhältnismäßig nur wenige unter den Reichen ihre Pflichten gegen die Gesamtheit ernst genug auffassen; aber auch diese wenigen sollten uns schon abhalten, in Bausch und Bogen über alle abzuurteilen. Ein ungerechtes Urteil stößt selbst die Gutgesinnten unter den Reichen ab und gewinnt am allerwenigsten die, die selbstsüchtig und hartherzig nur sich selbst leben. Aus der Thatsache, daß alle Reichen ohne Ausnahme in besonders großer Gefahr sind, den breiten Weg zu wandeln, der zur Verdammnis führt, müssen wir folgern, daß es um so mehr unsre Christenpflicht ist, immer von neuem zu versuchen, sie von dem Irrtum ihres Weges zu bekehren (Jak. 5, 20). Jesus, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist (Luk. 19, 10), hat uns das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus, vom reichen Kornbauer und andre scharfe Worte gegen den Mammonsdienst doch nicht deshalb gegeben, daß wir uns von den Reichen abwenden und sie ihrem Schicksal überlassen sollen. Gerade in unsrer Zeit ist es eine wichtige Aufgabe kirchlicher Seelsorge, unermüdlich den Reichen nachzugehen, um einerseits ihnen ihre Pflichten gegen die notleidenden Brüder einzuschärfen: Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat (Luk. 12, 15); es wird ein unbarmherzig Gericht gehen über den, der nicht Barmherzigkeit gethan hat (Jak. 2, 13) — um andrerseits aber auch ihnen durch freundliches Zureden ein Verständnis zu vermitteln von dem Worte des Herrn: Geben ist seliger als Nehmen.

Die Geistlichen, denen es eine Gewissenssache geworden ist, sich an den sozialen Arbeiten der Gegenwart zu beteiligen, dürfen nicht vergessen, daß sie verpflichtet sind, der ganzen Gemeinde zu dienen, daß sie also gar nicht das Recht haben, sich in ihrer Thätigkeit auf die Arbeiterkreise zu beschränken. So ihr aber die Person ansehet, thut ihr Sünde (Jak. 2, 9). Wenn den evangelischen Geistlichen bisher von den Sozialdemokraten ganz besonders gern der Vorwurf gemacht wird, daß sie im Dienste der Kapitalisten stünden, und wenn nicht ohne allen Grund der evangelischen Kirche vorgeworfen wird, daß die Vorrechte der Besitzenden selbst an der Schwelle des Gotteshauses noch nicht einmal aufhören (Jak. 2), daß sie eine Kirche der Reichen sei, so müssen sich die Geistlichen doch andrerseits auch vor dem Vorwurf „eines sozialdemokratischen Pfaffentums" hüten. Stellt sich der Geistliche einseitig in den Dienst der sozialistisch gesinnten Arbeitermassen, wird er vornehmlich Arbeiterpastor, so giebt er dem übrigen Teil der Gemeinde Aergernis, und das Gemeindeleben nimmt Schaden durch die Schuld des Geistlichen. Leichter und erfolgreicher mag es sein, den Armen das Evangelium zu verkündigen; denn Not lehrt beten; die Armen sind empfänglicher für den Reichtum des Evangeliums, als die Reichen, die in mehr oder weniger müheloſem Genuß sich reich dünken trotz ihrer Armut. Ist es aber nicht unsre Pflicht, mit um so größerer Treue, Liebe und Geduld auch den Reichen nachzugehen? Hat nicht Jesus den entsetzten Jüngern (Matth. 19, 25) auf die Frage: Ja, wer kann denn selig werden? die verheißungsvolle Antwort gegeben: Bei den Menschen ists unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich? Ists nicht Kleinglaube, zu wähnen, daß die weltüberwindende Macht christlicher Liebe die harten Herzen der selbstsüchtigen Reichen vergeblich zu erweichen suche? Belebt nicht die Geschichte der innern Mission und zahlreicher Wohlfahrtseinrichtungen, die doch hauptsächlich durch die Gaben der Besitzenden ins Leben gerufen sind und erhalten werden, immer von neuem unser Vertrauen auch zu den Reichen? Wir haben guten Grund zu der Hoffnung, daß es uns gelingen wird, auch Besitzende und Reiche für die Teilnahme an der evangelisch-sozialen Arbeit zu gewinnen, wenn wir nicht mutlos nachlassen, um ihre Hilfe zu werben.

Der schnelle Erfolg, der in den Arbeitervereinen erzielt ist, darf uns nicht bestechen und irre führen. Ists zu verwundern, daß Arbeiter, die trotz allen Verheißungen sozialdemokratischer Führer und trotz allen Opfern keine Besserung ihrer Notlage erfahren haben, sich mit neuen Hoffnungen dem „christlichen Sozialismus" zuwenden, der auch die Lage der Notleidenden zu bessern verheißt, und zwar ohne die höchsten Güter des Volkes, Christentum, Ehe, Familie, Fürst und Vaterland anzutasten? Wer den Arbeitern Besserung ihrer materiellen Lage und Hebung ihrer sozialen Stellung in Aussicht stellt, wird immer Beifall ernten, darf aber die Bedeutung eines schnellen Massenerfolgs nicht überschätzen. Erst die Zukunft der Arbeitervereine wird lehren, ob wir wirklichen Erfolg gehabt haben. Wir müssen auch den Mut haben, den Arbeitern zu sagen, was sie nicht gern hören: Seid sparsam und haushälterisch, hütet euch vor Genußsucht; des Menschen Glück hängt nicht an Geld und Gut; könnt ihr leben mit Weib und Kind, so seid zufrieden; sehet nicht begehrlich nach oben, sondern dankbar nach unten; werdet treuer in der Arbeit und erstrebt mit Besonnenheit und Geduld eine Besserung eurer Lage. Wollt ihr euch zu einer höhern sozialen Stellung emporringen, so müßt ihr an euch selbst Zucht üben, und dürft euch nicht derselben Fehler schuldig machen, die ihr den Besitzenden vorwerft.

Angenehm ist es nicht, den Arbeitern auch diese Seite der sozialen Lage vorzuhalten, aber ganz unerläßlich, wenn wir „ehrliche“ Arbeiterfreunde sein und jeden Scheinerfolg vermeiden wollen.

Gewiß sollen wir uns nicht nur gegen die Begehrlichkeit, Ungenügsamkeit und Unzufriedenheit der untern Stände wenden, sondern ebenso scharf die Ueppigkeit, Unsittlichkeit und Religionslosigkeit der Kreise geißeln, die sich mit Stolz die „Gebildeten“ und „Besitzenden“ zu nennen pflegen. Noch größere Geduld und Liebe gehört aber wohl dazu, den Reichen immer von neuem in freundlicher Weise klar zu machen: „Ihr solltet weniger an euch denken, mehr an die Armen, ihr solltet weniger genießen, aber mehr arbeiten, weniger nehmen, aber mehr geben.“ Nur wenn die Wahrheit unverblümt nach beiden Seiten, nach unten und nach oben gesagt wird, kann wahrhaft soziale Gesinnung geweckt und eine Verständigung zwischen Reich und Arm angebahnt werden. Arbeitgeber und Arbeiter, Besitzende und Besitzlose müssen sich wieder als Glieder einer großen Gemeinschaft fühlen lernen, in der alle Glieder leiden, so ein Glied leidet (1. Kor. 12).

Die Beschränkung des sozialen Wirkens auf die Arbeiterwelt ist auch deshalb als einseitig abzuweisen, weil Tausende aus dem Mittelstande und sogar in den sogenannten „bessern“ Beamtenkreisen sich ebenfalls in wirtschaftlicher Bedrängnis befinden, ihre Familien nur notdürftig ernähren können und trotz aller Arbeit und Mühe zeitlebens nicht frei werden von Nahrungssorgen. Um so mehr wird der „christliche Sozialismus,“ der sich nur mit der Arbeiterwelt befassen will, ohne die Wohlfahrt der Gesamtheit, das Gedeihen aller Volkskreise im Auge zu behalten, Gefahr laufen, sich zu einer christlichen Sozialdemokratie zu entwickeln. Nur wenn sich die Reichen freiwillig an den sozialen Bestrebungen unsrer Zeit thatkräftig beteiligen, wenn sie fortgesetzt ein warmes Interesse für das Wohl des ganzen Volkes bekunden, nicht nur für die Arbeiter, die in ihren Diensten stehen, wird allmählich Mißtrauen, Neid und Haß aus den Herzen der Bedrängten schwinden; ohne freiwillige Mitwirkung der Reichen an der Bekämpfung sozialer Not wird jede Besserung, jede Unterstützung bloß als eine gezwungne Abschlagszahlung angesehen, für die man keinen Dank schuldig ist. Durch Undank und Unzufriedenheit oder gar durch Hohn und Spott von seiten der Unterstützten werden aber selbst die bestgesinnten unter den Besitzenden verbittert und verhärtet. Wenn der Gegensatz der Interessen an Schärfe verlieren, wenn eine versöhnliche Stimmung auf beiden Seiten wieder Raum gewinnen soll, so genügen überhaupt nicht Opfer an Geld zu Gunsten der Notleidenden, sondern es muß hinzukommen, daß die verschiednen Volksschichten sich wieder gesellschaftlich näher treten. Nur durch persönlichen Verkehr kann gegenseitige Wertschätzung und Anerkennung gepflegt und bethätigt werden. Darum müssen die Besitzenden und Gebildeten, abgesehen von pekuniären Opfern, aus ihrer gesellschaftlichen Abgeschlossenheit heraustreten und zeigen, daß sie den Wert des Menschen nicht nach Kleidung, Stellung und Besitz beurteilen, sondern nach der Zuverlässigkeit des Charakters, nach Pflichttreue und Tüchtigkeit im Berufe. Hierzu sind die Arbeitervereine bis jetzt der geeignetste Boden; darum müssen wir die Teilnahme auch der Gebildeten und Besitzenden an den Vereinen erstreben und möglichst alles vermeiden, was sie fernhält. Die Gebildeten würden erstaunen, welch eine Fülle gesunden deutschen Volkslebens ihnen in den Arbeitervereinen begegnet; sie würden ihre Freude haben an der gut evangelischen und vaterländischen Gesinnung, an dem durchaus gesitteten Verhalten, an der Offenheit, Treue und Herzlichkeit, an dem Sinn für edle Fröhlichkeit und Mutterwitz, an dem Bildungsbedürfnis, an dem mannigfachen Wissen und gesunden Urteil der deutschen Arbeiter auch in Dingen, die ihnen ferner zu liegen scheinen. „Interessanter als die interessanteste Gesellschaft,“ urteilte eine gebildete Dame, nachdem sie stundenlang trotz Tabaksqualm in dem vollgepfropften Arbeitersaal ausgehalten hatte. Die Gebildeten ahnen nicht, einen wie großen Wert die Leute aus den Arbeiterkreisen auf einen freundlichen Verkehr mit ihnen legen; sie ahnen aber auch nicht, wie viel Unwillen und Haß die sogenannten „bessern Stände“ durch

Mangel an Höflichkeit gegen die untern Volksschichten gesäet haben. Könnten die Besitzenden und Gebildeten die aller Bildung hohnsprechende Geringschätzung der untern Stände, ihre Gleichgiltigkeit und kalte Zurückhaltung gegenüber ihren Mitbürgern und Mitchristen überwinden, könnte die unnatürliche Trennung der verschiednen Volksschichten von einander gemildert werden, so würde ein gut Teil der sozialen Frage gelöst sein.

Die Beteiligung der Besitzenden und Gebildeten an den Evangelischen Arbeitervereinen würde diesen aber noch nach mancher Seite Vorteil gewähren. Die Arbeitervereine würden vor Einseitigkeiten aller Art bewahrt bleiben; sie würden naturgemäß einen maßvollern und besonnenern Charakter erhalten, wenn ihre Angelegenheiten nicht nur von dem Standpunkte des Arbeiters betrachtet würden; die Urteile in den sozialen Fragen würden vermutlich gemäßigter ausfallen, dafür aber auch sachlicher und treffender sein. Die Freunde der evangelisch-sozialen Sache, die bisher die Leitung der Arbeitervereine in Händen haben, sind zum größten Teil nur Theoretiker auf wirtschaftlichem Gebiet, die auch durch eifrigstes Studium der wirtschaftlichen Probleme den Mangel an praktischer Erfahrung nicht ersetzen können. Theorie und Praxis müssen Hand in Hand gehen. Wenn die Evangelischen Arbeitervereine lebenskräftig bleiben sollen, so müssen an die Stelle sozial gerichteter Theologen und Lehrer Männer aus den gebildeten und besitzenden Kreisen treten, die auf wirtschaftlichem Gebiet hervorragend thätig und erfahren sind. Auf die Dauer können die Arbeitervereine solche Männer nicht entbehren; sie bedürfen durchaus ihrer thatkräftigen Unterstützung und Mitwirkung, wenn es sich um die Durchführung praktischer Ziele handelt.

Auf praktische Maßnahmen, die den Mitgliedern eine Erleichterung ihrer materiellen Lage gewähren, müssen die Arbeitervereine immer größeres Gewicht legen; denn was hilft es, „die Interessen der Notleidenden zu kennen und mit ihnen über den Weg der Besserung nachzusinnen,“ was nützt alles „Studium sozialdemokratischer und nationalökonomischer Litteratur“ (Naumann S. 14), wenn wir nicht zu praktischen Einrichtungen gelangen, die den Bedrängten, wenn auch in noch so bescheidnem Maße, zu Hilfe kommen? Vergessen wir doch nicht, daß viele Arbeiter sich gerade deshalb von dem unfruchtbaren Theoretisiren und kostspieligen Agitiren der Sozialdemokratie abgewendet haben und den Evangelischen Arbeitervereinen beigetreten sind, weil sie materielle Vorteile zu erlangen hoffen! Es ist auch ganz natürlich, daß Tausende von denen, die sich in Not befinden, auf die Dauer weniger von religiöser Erbauung, von patriotischer Begeisterung und von Belehrung über wirtschaftliche Theorien halten, als von einer Besserung ihrer Lage durch kräftige Unterstützungen. Diese Hoffnungen sind aber nicht einmal in dem bescheidensten Umfange zu verwirklichen, wenn den Vereinen nicht reichere Hilfsmittel von seiten der Besitzenden zur Verfügung gestellt werden. Mögen die Arbeitergroschen noch so opferwillig beigesteuert, noch so sparsam, vorsichtig und praktisch verwendet werden, sie reichen nicht aus, auch nur die nächsten Ziele der Vereine praktisch durchzuführen. Im reichen Frankfurt sogar wird es uns schwer, die Miete für den Vereinssaal zu bestreiten. Ohne einen ausreichenden Versammlungsraum kann sich aber kein Vereinsleben kräftig entwickeln, und selbst der blühendste Verein muß wieder zerfallen, wenn ihm durch Mangel an Geldmitteln die Bethätigung seines Lebens unmöglich gemacht wird. Handelt es sich ferner um die Beschaffung billiger Wohnungen, um die Einrichtung leistungsfähiger Hilfskassen, um Spar-, Leih- oder Vorschußkassen zum Einkauf von Rohmaterialen, um Kranken- und Sterbekassen, um eine Vereinsbibliothek oder um andre praktische Vereinszwecke: auf Schritt und Tritt bedürfen wir der finanziellen Unterstützung der Reichen. Darum ist es gewiß sehr ratsam, „die Uebertreibungen des sozialdemokratischen Gedankengangs zu vermeiden“ (Sonntagsgruß Nr. 41, 1893) und sich vor einem höchst unpraktischen „Antikapitalismus“ zu hüten (Gesammelte Aufsätze S. 22), der indirekt den Reichen heftige Vorwürfe ins Gesicht schleudert, den guten Willen in ihnen erstickt und sie nur noch härter und gefühlloser macht. Durch jede einseitige Beurteilung sozialer Verhältnisse, die un-

nötigerweise die Besitzenden verletzt und abstößt, wird auch das Interesse der Arbeitervereine nur geschädigt.

Sollten die Arbeitervereine aber grundsätzlich auf die Unterstützung der Reichen verzichten und etwa durch die Bildung einer „christlich-sozialen Arbeiterpartei" in das politische Leben eintreten wollen, um sich im Gegensatz zu den Besitzenden auf dem Wege der Gesetzgebung eine Umgestaltung der materiellen Verhältnisse zu Gunsten der untern Volksschichten und Hebung der sozialen Stellung des Arbeiterstandes zu erkämpfen, so würde das Ziel gewiß nicht so bald und nicht auf friedlichem Wege erreicht werden, vielmehr würden die „Christlich-Sozialen" Gefahr laufen, mehr und mehr auf die Abwege eines Radikalismus zu geraten, der ihnen wohl den Namen einer „Rechten der Sozialdemokratie" eintragen könnte, aber nicht einer „praktischen Rechten," sondern einer sehr „unpraktischen" (vgl. Naumann a. a. O. S. 23).

Der Unterzeichnete würde sich freuen, wenn die Darlegung seiner von vielen Freunden der evangelisch-sozialen Bewegung abweichenden Meinung Veranlassung geben würde, immer von neuem die Frage einer ernsten Prüfung zu unterziehen: Wie sind auch die Besitzenden und Gebildeten für soziales Denken und Handeln zu gewinnen? Nur wenn dies gelingt, dürfen wir hoffen, daß die Forderungen des Arbeiterstandes, soweit sie berechtigt sind, auf friedlichem Wege erfüllt werden, und daß wieder Versöhnung und Frieden in die Herzen des deutschen Volkes einkehren. E Trommershausen

---

Sollen wir in öffentlichen Volksversammlungen, insbesondre mit den Sozialdemokraten, über die Religion streiten?

Die Kirchliche Korrespondenz veröffentlichte im Dezember v. J. ein Schreiben des Seniors und Superintendenten von Erfurt, das dieser im Namen der dortigen evangelischen Geistlichen an den Vertreter der dortigen Sozialdemokratie gerichtet hat. Es enthält die ablehnende Antwort auf eine Einladung, die von seiten der Sozialdemokraten an die Geistlichen ergangen war, zu einer Volksversammlung, in der v. Wächter sprechen sollte. Das Schreiben ist viel beachtet und zur Nachachtung empfohlen worden. Wir geben es nach seinem ganzen Wortlaut hier wieder.

Die an uns durch Sie als Vertrauensmann der sozialdemokratischen Partei gerichtete Einladung zu einer heute Abend stattfindenden öffentlichen Versammlung, in welcher über Sozialdemokratie und Evangelische Arbeitervereine vorgetragen werden soll, haben wir erhalten. Zu unserm Bedauern können wir dieser Einladung nicht Folge leisten, da der Besuch einer solchen Versammlung uns zwecklos erscheint. Sie wünschen unser Erscheinen nicht deshalb, um durch uns belehrt zu werden, sondern weil Sie voraussetzen, daß *dadurch Ihre Versammlung interessant wird.**) Eine Disputation über das angeführte Thema in einer Versammlung, wie Sie uns eine bieten, führt zu keinem andern Resultat, als daß dadurch die Gemüter aufgeregt werden. Nur wenn man auf einem *gemeinsamen* Boden wenigstens der Grundanschauung steht, kann man eine Verständigung erhoffen und von einer derartigen Diskussion einen segensreichen Erfolg erwarten. Dieser Boden ist aber nicht vorhanden. Gewiß sind die Evangelischen Arbeitervereine darin mit der Sozialdemokratie einverstanden, daß unsre sozialen Verhältnisse einer durchgreifenden Besserung bedürfen. Doch selbst in der Beurteilung derselben zeigt sich ein großer Unterschied. Die *Evangelischen Arbeitervereine* erkennen gern an, was zur Besserung geschieht, wissen auch, daß in vielen Beziehungen die Lage des Arbeiters unsrer Tage besser ist als in frühern Zeiten, und erhoffen weitere Besserung auf Grund der bestehenden staatlichen und wirtschaftlichen Ordnungen. So bilden sie eine Reformpartei, welche dem Volke zum Segen gereicht, indem sie zugleich darauf ausgeht, die Kluft, welche die einzelnen Stände von einander trennt, zu überbrücken und befriedigende Zustände herbeizuführen. Von dem allen ist bei der Sozialdemokratie keine Rede. Die Sozialdemokratie verurteilt überhaupt die bestehenden staatlichen und wirtschaftlichen Ordnungen und widersetzt sich daher in geringerm oder größerm Maße fast allen Bestrebungen, welche die Verbesserung der Arbeiterverhältnisse auf Grund der gesetzlich zu Recht bestehenden Ordnungen beabsichtigen. Sie hat sich den Umsturz und die Revolution zum Ziel gesetzt. Darum verdammt sie die Zufriedenheit der Arbeiter und sucht die Gegensätze zwischen den einzelnen Ständen zu verschärfen. Vor allen Dingen sind die Grundanschauungen hüben und drüben völlig von einander verschieden. *Wir sehen mit den Evangelischen Arbeitervereinen in der Religion, der Vaterlandsliebe und der Königstreue die Grundsäulen, auf denen das Wohl unsers Volkes ruht,* und an denen nicht gerüttelt werden darf, wenn unser Staat stark und mächtig bleiben und denen, die darin wohnen, den nötigen Schutz zur friedlichen Arbeit und zu einem glücklichen Leben in Beruf und Familie geben soll. Wir suchen den Glauben an den allmächtigen, allweisen und alliebenden Gott, der uns in Christo sein Erbarmen offenbart hat, in die Herzen hineinzupflanzen als die beste Schutzwehr in dem Kampfe des Lebens und die reichste Trostquelle in den Nöten, Sorgen und Trübsalen dieser Zeit, und wir rufen im Hinblick auf den für uns aus Liebe in den Tod gegangnen Heiland die Menschen zu wahrer, selbstverleugnender Bruderliebe auf. Auch verschmähen wir nicht den Hinweis auf ein Jenseits mit seiner gerechten Vergeltung, und wenn wir auch als Aufgabe der Menschheit anerkennen, schon im Diesseits die Verhältnisse so zu gestalten, daß möglichst alle glücklich werden, so wissen wir doch, daß diese Erde nicht ein Paradies sein kann, weil Sünde und Uebel niemals schwinden werden. So vergessen wir im Glück wie im Unglück unsre ewige Heimat nicht, und während wir mit Dank genießen, was der Herr uns in Tagen der Freude schenkt, trösten wir uns in Zeiten der Trübsal damit, daß dieser Zeit Leiden nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll. Diese Weltanschauung, an der mit uns die Evangelischen Arbeitervereine unverbrüchlich festhalten, ist Ihnen leider entschwunden, ja man hat Sie, indem man Ihnen mit Berufung auf eine vermeintliche Wissenschaft den Glauben raubte, um das Beste betrogen, was ein Mensch besitzen kann. Das kann Ihnen durch nichts ersetzt werden, und darum haben wir herzliches Mitleid mit Ihnen und all den Verführten. Wir bringen Ihnen allen persönlich herzliche Liebe entgegen und *werden Ihnen niemals fehlen, wo Sie unsern Trost, unsre Belehrung, unsern Rat begehren.* Wir werden auch nach unsern Kräften uns bemühen, die Lage der arbeitenden Klassen zu verbessern und werden den Armen helfen, soweit wir können. Ebenso verurteilen wir jede Lieblosigkeit, jede Ungerechtigkeit und jede Bedrückung, welcher etwa abhängige und arme Menschen ausgesetzt sind, und werden allen Stolz und alle Standesvorurteile, sowie jede Gemeinheit bekämpfen, sogar im Einklang mit Ihnen, wenn Sie dergleichen Dinge wahrheitsgemäß an den Pranger stellen. Aber wir werden dabei niemals darauf ausgehen, Haß zu säen, sondern es wird uns dabei darum zu thun sein, Versöhnung herbeizuführen und Frieden zu stiften. Wenn Sie sich mit uns auf diesen Boden stellen wollen, dann werden wir Ihnen die Hand bieten und gern in Ihre Versammlungen kommen. Möge wahre Bruderliebe und die Erkenntnis des Einen, was für jeden Menschen not thut, Ihnen dazu die Wege ebnen!

*) Sperrdruck wie in der Vorlage.

Es ist sehr wohl möglich, daß diese ablehnende Antwort der Erfurter Pastoren die einzig richtige war. Das Urteil darüber hängt ganz von den dortigen Verhältnissen ab. Und so unbekannt die sonst dem Schreiber dieses sind, so weiß er doch eines: kaum irgendwo ist es so wie in Erfurt gelungen, durch eine geist- und kraftvolle Arbeit die Evangelischen Arbeitervereine emporzubringen und dadurch der Sozialdemokratie das Wasser abzugraben. Erfurt zählt jetzt in drei wohlorganisirten Bezirksvereinen 1500 evangelische Arbeiter. Wo man so erfolgreich geschafft hat, da war das moralische Recht zu jener ablehnenden Haltung ohne Zweifel gegeben, und vielleicht war es da auch das taktisch Richtige. Ich setze dabei voraus, daß die Herren bestimmten Grund hatten für die Annahme, daß ihre Gegenwart bei der Versammlung nur begehrt würde, um sie interessanter zu machen. Denn vor Insinuationen derart müssen wir uns hüten.

Ich würde es aber für höchst bedenklich halten, wenn der Beifall, den der Brief des Erfurter Seniors gefunden hat, auch unter ganz andern Verhältnissen zu unbedingter Nachfolge verführte. Dies ist umso mehr zu befürchten, als unsre kirchlichen Behörden die Pfarrer zu einem Hinaustreten in die Volksversammlungen in der Regel nicht ermutigen, sondern es ihnen viel lieber erschweren. Und zwar ins allgemeine gesehen, mit vollem Recht. Es müssen die innern und äußern Gründe zwingende sein, die die Pfarrer zu solchem Vorgehen veranlassen: sonst ist es ein Spielen mit dem Feuer.

Aber die Notwendigkeit, also das Vorhandensein solcher zwingender Motive, die öffentliche Erörterung über religiöse Fragen mit der Sozialdemokratie aufzunehmen, liegt meines Erachtens im eben gegebnen Zeitpunkte durchaus vor. Wohlgemerkt, ich rede nicht etwa schlechthin davon, ob Geistliche der Sozialdemokratie in Volksversammlungen entgegentreten sollten. Diese Frage mag ja für manchen Pfarrer auf dem Lande sehr brennend sein, überall, wo die sozialdemokratische Agitation aus den großen Industrieorten auch in die Dörfer eindringt. Aber für diesen Fall ist es sehr schwer, Ratschläge zu geben oder gar von Pflicht zu reden. Thue da jeder, was die Liebe zu

seiner Gemeinde ihm vorschreibt und wozu er die Kraft und Gabe besitzt, und hüte sich nur vor dem einen, ohne Kenntnis der wirklichen Sozialdemokratie und ihres Programms sich mit ihnen in den Streit über wirtschaftliche Dinge einzulassen.

Uns beschäftigt hier die Frage: sollen wir mit den Sozialdemokraten in öffentlichen Versammlungen über die Religion streiten? Und diese Frage möchte ich bejahen. Wir dürfen es nicht nur, wir sollen es.

Ich setze voraus, daß die Sozialdemokraten selbst die Religion, das Christentum auf ihre Tagesordnung setzen. Das wird vielleicht hier und dort, auch bei der obersten Leitung, lange Zeiten hindurch nicht der Fall sein. Dann aber wird das Thema mit Notwendigkeit auf einmal sich wieder einstellen und immer unter der lebhaftesten Teilnahme von Hunderten und Tausenden verhandelt werden, um vielleicht nicht so schnell wieder von der Tagesordnung zu verschwinden. In solchem Moment sollen sich die Christen — gleichviel ob Theologen oder andre Gemeindeglieder — an diesen Verhandlungen beteiligen.

Das Auftreten des Kandidaten v. Wächter hat zur natürlichen Folge, daß das Thema „Religion und Sozialdemokratie" jetzt eben wieder mehr als je im Vordergrunde des Interesses der Arbeiterkreise steht. Wächter selbst zwar scheint bei seinen Agitationsreisen mehr den politischen und wirtschaftlichen Sozialdemokratismus predigen zu wollen; aber unwillkürlich richtet sich infolge seines Standes und Falles die Aufmerksamkeit auf die von ihm als Nebenfrage behandelte religiöse Seite seiner Sache: kann ein Christ Sozialdemokrat sein? und umgekehrt? Auf dem letzten Delegirtentage der Evangelischen Arbeitervereine von Rheinland und Westfalen in Dortmund, am 8. April, ist aus Anlaß eines Zwischenfalls bei einer Bochumer Versammlung, in der v. Wächter sprach, neuerdings festgestellt worden: Ein Christ kann das sozialdemokratische Programm nicht unterschreiben. Den Niederschlag der vorausgegangnen Reibungen haben wir in dem Flugblatt Nr. 139 des Vereins für christliche Volksbildung (München-Gladbach), betitelt: „Kann ein Christ Sozialdemokrat, kann ein Sozialdemokrat Christ sein?"

Wenn diese Frage, wie in dem Flugblatt, von christlicher Seite schlechtweg verneint wird, scheint mir in der That jede Diskussion mit Sozialdemokraten über Religionssachen von vornherein zwecklos. Es kann dann gegebnen Falls geboten sein, ausnahmsweise mit einem persönlichen Glaubenszeugnis gegen die vom Glauben ausgeschlossene Partei zu protestiren, so der Entrüstung andersgesinnter Zuhörer Worte zu geben und Wankende zur Besinnung zu rufen. Aber von Verhandlungen kann nicht die Rede sein.

Dergleichen Verhandlungen müssen aber möglich sein, und sie sind möglich. Ich habe binnen Jahr und Tag etwa fünfzehn öffentlichen Volks- oder Vereinsversammlungen hier in Frankfurt und Umgegend beigewohnt, die sämtlich das von der Sozialdemokratie aufgebrachte Thema „Religion und Wissenschaft" behandelten, und daraus die Ueberzeugung gewonnen, daß wir als Christen solchen Erörterungen nicht aus dem Wege gehen dürfen, noch aus dem Wege zu gehen brauchen.

Die Voraussetzung fruchtbarer Verhandlungen ist aber wie sonst so auch in diesem Falle ein gewisses Maß gemeinsamen Bodens. Und zwar sehe ich dessen Mindestmaß der Sozialdemokratie gegenüber darin, daß wir ihren Anhängern die volle Achtung ihrer Menschenwürde entgegenbringen. Wem die sozialdemokratischen Arbeiter nichts weiter sind als „Lumpenpack," der soll freilich davon bleiben. Wir müssen weiter die Partei als solche ernst nehmen und ihren wirtschaftlichen Ideen gerecht werden. Es ist sehr leicht, den kommunistischen Gesellschaftszustand, dem sie zusteuert, zu karikiren. Damit bekehren wir sie so wenig, wie sie uns Christen, wenn sie unsre Jenseitshoffnung lächerlich machen. Es ist genug erarbeitetes Bildungsgut, genug ernsthaftes wirtschaftliches Denken und Wollen in ihren Reihen, bei aller Einseitigkeit; ihr Irrtum wäre nicht so gefährlich, wenn er nicht vielfach mit der Wahrheit zusammenhinge. Soviel müssen wir ihnen zugestehen, wenn wir über soziale Fragen mit ihnen disputiren wollen; gilt es die Frage der Religion, so muß noch ein andres hinzukommen, nämlich die

Anerkennung, daß auch ein Sozialdemokrat Religion haben und Christ sein kann.

Ich meine das als eine Anerkennung prinzipieller Art. Ob es oft vorkommt, ist Nebensache. Darin stehen wir gerade umgekehrt wie viele unsrer Freunde, die leichter zugestehen, daß es thatsächlich unter den Sozialdemokraten Christen giebt, als daß Sozialdemokratie und Christentum, beide als System, Programm, Weltanschauung gefaßt, sich vertragen. Und in Wahrheit, wer wollte so blind sein zu leugnen, daß es Christen unter den Sozialdemokraten giebt! Ich habe erst jüngst in einer Volksversammlung von einem jungen Sozialdemokraten ein glühendes Bekenntnis zum Christentum gehört. Und unzählige Pfarrer in Stadt und Land wissen aus ihrer amtlichen Erfahrung, daß bei eingeschriebnen Mitgliedern der sozialdemokratischen Partei gar manchmal mehr christliche Art zu finden ist, als bei solchen, die derlei Leute in Bausch und Bogen verurteilen. Ein mecklenburgischer Pastor schrieb mir einmal, daß die Sozialdemokraten seine besten Kirchgänger wären.

Aber mir gilt mehr als dies Persönlich-Zufällige das Prinzipiell-Mögliche. Ich meinte immer, eine der wichtigsten Erkenntnisse, die wir Freunde des Evangelisch-sozialen Kongresses gemein hätten, sei die, daß wir in der Sozialdemokratie ihre materialistische Geschichtsauffassung und ihre wirtschaftlichen Ziele unterscheiden. (Vgl. Herrmanns Vortrag auf dem zweiten Kongreß über „Religion und Sozialdemokratie.") In dem Augenblick, wo wir mit dieser Unterscheidung ernst machen, ist die Möglichkeit, daß einer die wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie sich aneignet und also „zielbewußter" Parteimann ist, zugleich aber mit seinem Herzen ein Christ ist, prinzipiell zugegeben. Die Anerkennung dieser Möglichkeit ist die Voraussetzung einer fruchtbaren Verhandlung mit Sozialdemokraten über die Religion.

Treten wir nun in diese Verhandlungen ein, so bekommen wir selbstverständlich nichts andres zu hören als die Lehren des vulgären „Materialismus." Dieser Materialismus ist nicht Produkt der Sozialdemokratie, sondern ein Geschenk unsrer bürgerlichen Gesellschaft an sie. Freilich hat die Sozialdemokratie mit festen Händen zugegriffen. Denn ohne eine Weltanschauung kam sie nicht aus, und diese war gerade so flach, massiv und handlich, wie sie sie brauchte. Ihr nun „das materialistische Rückgrat ausbrechen" wollen, ist ohne Zweifel für sie ein ebenso lebensgefährlicher Freundschaftsdienst, wie wenn man sonst einem lebenden Wesen das Rückgrat ausbricht. Dennoch halten wir es nicht für aussichtslos, die materialistische Weltauffassung innerhalb der Sozialdemokratie zu bekämpfen. Wenn wir das sagen, so ist das ein Ausdruck unsrer Achtung vor der durch die Sozialdemokratie repräsentirten Arbeiterbewegung. Diese kann in absehbarer Zeit Geist und Form gewaltig ändern, wie sie denn im Verlauf ihrer Geschichte schon tiefgreifende Wandlungen erfahren hat. Daß nun die materialistische Weltanschauung eine überwundne ist, pfeifen heute die Spatzen von den Dächern. Es war ja rührend zu sehen, wie unsre Blätter fürs große Publikum in ihren (Nekrologen hätte ich beinahe gesagt) Gratulationsartikeln zu Ludwig Büchners siebzigstem Geburtstage die Verdienste dieses Mannes um eine von allen ernster und tiefer Denkenden abgeschüttelte Zeitmeinung feierten. Die Leipziger Illustrirte Zeitung schrieb über sein 1855 erschienenes, noch 1892 zum siebzehnten Mal aufgelegtes Buch „Kraft und Stoff":

> So kühn auch manche seiner Behauptungen und Schlüsse sind, und so nachteilig auf der einen Seite seine Neigung, Hypothesen als festbegründete Thatsachen auszusprechen, auf urteilslose Leute gewirkt hat, so muß man doch dem überzeugungstreuen, wahrheitsliebenden Manne Anerkennung zollen. Die Geltung des von ihm vertretenen Materialismus ist ja freilich in den wissenschaftlichen und wahrhaft gebildeten Kreisen vorüber. Der Kritizismus Kants, der Idealismus Lotzes und der Pessimismus der Schopenhauer, Hartmann, Nietzsche haben jene Theorie verdrängt. (Nr. 2648 vom 31. März 1894.)

Fast mit den gleichen Wendungen feierte die Nationalzeitung den Propheten des groben Materialismus.*) Die Philosophen der Sozialdemokratie stehen ganz anders treu zu ihm.

*) Daß wir von dem wissenschaftlichen Materialismus mit Achtung zu reden wissen, beweist unser Artikel im Jahrgang 1887, Nr. 44 f.

Sie werfen der Bourgeoisie und ihrer Wissenschaft vor, daß sie sich von der materialistischen Weltansicht darum abwende, weil deren Konsequenz nur dem sozialdemokratischen Programm zu gute komme. Aber mit diesem verzweifelten Argument wird die Sozialdemokratie auf die Dauer nicht auskommen. Haben die groben Theorien eines Büchner und auch der Monismus eines Häckel erst bei der besonnenen Wissenschaft ihren Halt verloren, so wirkt diese Thatsache mit Sicherheit nach und nach auf alle Bildungsschichten. Der Arbeiterstand kann durch eine Art geistiger Sperre durch die sozialdemokratische Parteileitung und -Presse auf längere Zeit von diesem Befreiungsprozeß ausgeschlossen werden, aber auf die Dauer ist das unmöglich. Denkende Köpfe in ihren eignen Reihen werden sich von dem Terrorismus der offiziellen „Philosophie“ emanzipiren, und die Partei wird vor der doppelten Möglichkeit innerer Reform oder innerer Auflösung stehen. Man lasse erst einmal Bebel und Liebknecht die Augen schließen, und manches wird sich ändern.

Wir als Christen haben darauf nicht zu warten. Auch nicht auf einen missionirenden Einfluß, den v. Wächter ausübt. Soviel ich sehe, liegt es diesem vielmehr am Herzen, Christen zu Sozialdemokraten, als die Sozialdemokraten zu Christen zu machen. Wir haben in der festen Zuversicht, daß wir in unserm Glauben eine siegreiche Sache vertreten, und aus Liebe zu unserm Volk, wo sich uns die Gelegenheit bietet, den öffentlichen Kampf für das Christentum wider Materialismus und Atheismus aufzunehmen. Nicht um aus den Sozialdemokraten Mitglieder unsrer Evangelischen Arbeitervereine zu gewinnen — haben wir diesen Erfolg, um so besser; aber so weit sind die Evangelischen Arbeitervereine noch lange nicht, daß sie die ganze große Arbeiterbewegung in sich aufnehmen könnten. Sondern um in den Reihen der Sozialdemokraten zu stärken, was da noch christlich denkt und fühlt, und um den geistigen Führern vor der Unüberwindlichkeit ihrer materialistischen Konstruktionen bange zu machen. Ist es denn so schwer zu zeigen, daß wir auch feste Thatsachen unter den Füßen und Gedanken in unserm Kopfe haben? Ist es denn so schwer, das aus einem Herzen voll Liebe und persönlicher Ergriffenheit heraus zu sagen, also in einem Tone, der, wenn auch nicht von den Schreiern, aber doch von den Bessern unter den Gegnern verstanden wird?

Es werden uns ja nun freilich wunderliche Fragen bei derartigen Verhandlungen gestellt. Ich führe einige an, wie wir sie hier in Frankfurt zu hören bekamen.

Wenn Gott will, daß man ihn kenne, liebe und fürchte, warum zeigt er sich nicht?

Wenn es einen Gott giebt, warum muß er von den Priestern gelehrt werden?

Ist Gott gut, warum fürchtet man ihn?

Ist Gott gerecht, warum denkt man, er werde die Menschen bestrafen, die er doch voller Schwäche geschaffen hat?

Wie konnte Gott dulden, daß die Greuel der Inquisition und Hexenverfolgungen Millionen unschuldiger Menschen das Leben kosteten?

Wie kann Gott all die Ungerechtigkeit und all den endlosen Jammer mit ansehen, den die ungleiche Verteilung des Besitzes in der menschlichen Gesellschaft im Gefolge hat?

Wie kann man Gott Liebe zur Welt und den Menschen zuschreiben, da doch Liebe unzertrennlich ist von Sehnen, Schmerz und Unruhe und daher bei einem so vollkommenen Wesen wie Gott gar nicht gedacht werden kann; auch besteht ja Liebe erst durch ihren Gegensatz, den Haß, der alsdann auch in Gott sein müßte?

Wenn Gott allgegenwärtig ist, warum muß man ihn suchen — wozu ihm Kirchen bauen?

Wie konnte Gott allmächtig und allwissend sein vor Erschaffung der Welt, da vor dieser Zeit ein Gegenstand zur Ausübung dieser Eigenschaften außer ihm selbst gar nicht existirte?

Wo ist der Himmel? und wo ist die Hölle?

Wo ist das Himmelsthor, durch das es eingeht zum Throne des Ewigen, zu dem wir unsre Gebete emporsenden?

Giebt es einen Raum hinter den Sternen, wo nicht wieder Sterne, andre Sterne im Luftraum schweben? Giebt es einen Raum, der nur Raum wäre, einen Ort der nichts enthielte als nur die Seelen der Abgeschiednen?

Ist Christus nur für die Erdbewohner gestorben, oder auch für die Bewohner andrer Weltkörper?

Es ist Thatsache, daß der Lichtstrahl, der 42000 Meilen in einer Sekunde zurücklegt, $3^1/_2$ Jahre braucht, um zum allernächsten Fixstern zu gelangen, und daß derselbe Lichtstrahl Millionen von Jahren braucht, um bis zum entferntesten Nebelflecken zu gelangen. Wie will sich der frömmste Gläubige, wie wollt ihr Theologen euch angesichts dieser Thatsache das Auffahren gen Himmel, das Sichaufschwingen der Seele nach dem Tode zu Gott, zu seinem Throne, wie wollt ihr euch das denken?

Wie ist es möglich, daß die arme Seele, wollen wir einen Augenblick annehmen, es gäbe eine, den 70—80 Grad (Reaumur) kalten Weltenraum durchfliegt, ohne zu erfrieren, wenn sie nur bis zur Milchstraße käme?*)

Rührend ist doch die Mischung wirklich ernster diskutabler Zweifel und thörichter, dreister Vexirfragen, bei denen man nicht weiß, ob Mangel an Bildung oder Mangel an gutem Willen sie verschuldet. Auch gilt, wenn ein solches Füllhorn von Fragen über einen ausgeschüttet wird, das alte Wort, daß ein Narr mehr fragt, als zehn Weise beantworten können. Immerhin, davon kann doch nicht die Rede sein, daß wir Christen durch eine solche Fragenliste auf den Mund geschlagen wären. Von Gott, Christus, ewigem Leben läßt sich unter allen Umständen auch eine sozialdemokratische Volksversammlung ein Wort sagen. In Berlin hat man ja früher andre Erfahrungen gemacht. Ich weiß nicht, woran es liegt; Berlin ist ein Boden für sich; jedenfalls sind die Zeiten andre geworden. Kaufet die Zeit aus! Von Jesus Christus ist in allen unsern Verhandlungen vornehmlich die Rede gewesen; nie ist diesem Namen ein Schimpf angethan worden. Als einer unsrer Redner den Gegnern zurief: Haben Sie Achtung vor diesem Jesus! bekam er die vielstimmige Antwort: Haben wir alle! Und zurückgenommen hat das keiner.

Freilich von der Kirche darf man nicht reden. Das ist vorläufig ganz aussichtslos. Die Sozialdemokratie macht, wo sie das Christentum irgendwie gelten läßt, einen scharfen Unterschied zwischen Christentum und Kirche. Natürlich machen wir alle den auch. Aber unsre relative Schätzung der heutigen Konfessions- und Verfassungskirche sich anzueignen sind sie ganz außer stande. Katholische und evangelische Kirchen, mittelalterliches und heutiges Kirchenwesen werfen sie alles durch einander, wie denn überhaupt ihr geschichtliches Wissen hinter ihrem naturgeschichtlichen und wirtschaftlichen weit zurücksteht. Daß ein protestantischer Theolog für die Verbrennung des Hus oder die Greuel der Inquisition haftbar gemacht wird, ist ihnen eine Kleinigkeit. Bezeichnend aber ist mir die Erfahrung, daß die Sozialdemokraten, die aus der römischen Kirche herkommen, ungleich heftiger gegen die Kirche wüten, als die von Haus aus protestantischen. Es ist das die Kehrseite davon, daß die sozialdemokratische Bewegung zunächst im protestantischen Deutschland sich entfaltet hat — eine Thatsache, deren sich m. E. der Protestantismus nicht zu schämen braucht, die aber allerdings eben ihn zu besondern geistigen Anstrengungen verpflichtet.

Die verblüffende Unbelehrbarkeit der gegnerischen Redner in solchen Versammlungen darf nicht entmutigen. Sie ist das wenig beneidenswerte Vorrecht derer, die die Dinge nur halb kennen. In einer Versammlung belehrte mich ein Bürschchen von neunzehn Jahren über die Trinitätslehre von Nizäa und Konstantinopel und versicherte auf Grund seiner Forschungen, daß keine Schrift des Neuen Testaments vor dem Jahre 400 geschrieben sei (ein Mißverständnis der Thatsache, daß die Sammlung der neutestamentlichen Schriften ums Jahr 400 endgiltig abgeschlossen worden ist). „Kennen Sie das Werk von Bernhard Säuberlich?“ fragte er mich triumphirend.**) Der Mittelpunkt unsrer Frankfurter Verhandlungen war lange ein Vortrag über Religion und Wissenschaft, den ein hiesiger Auslaufer, gelernter Gerber, uns gehalten hat. So unendlich schief, halbrichtig und falsch vieles in dem Vortrag war, so anerkennenswert ist doch die Arbeit, die darin steckte. Am Tage geht der Mann seinem Beruf nach: wie viel Nächte fleißigen Studiums haben ihm zu seinem Wissensbesitz helfen müssen! Und wo wir solchen ernsten Eifer, solchen Wissens- und Wahrheitstrieb sehen, da sollten wir uns versagen dürfen? Als ich über dasselbe Thema, den Spuren des Vorredners folgend, in einem Nachbarort sprach, sagte mir ein Sozialdemokrat in der Diskussion: „Weshalb kommen Sie zu uns Arbeitern Ihre Vorträge halten! Weshalb wenden Sie

*) Eine Reihe ähnlicher Fragen, durch die zum teil die obigen inspirirt sind, finden sich in dem Schriftchen von Ludwig Büchner: Ueber religiöse und wissenschaftliche Weltanschauung, S. 16 ff. (Leipzig, Thomas 1887.)

**) Wir werden demnächst darüber berichten. D H

sich nicht an die Bourgeois? Weil wir Interesse für diese Sache haben; die Bourgeois lassen Sie vor leeren Bänken reden.“ Etwas Richtiges ist daran.

Und also kann ich nicht anders als die Meinung vertreten: wir sollen der Gelegenheit, mit den Sozialdemokraten über Religion öffentlich zu streiten, nicht aus dem Wege gehen. (Es dürfen auch Anarchisten sein, wie wirs denn hier zuweilen in der Diskussion fast mehr mit diesen zu thun hatten.) Augenblickliche große Erfolge soll niemand von solchem Vorgehen erwarten. Wir thun unsre Pflicht und sind der guten Wirkung sicher. Wir lernen ja auch allerhand dabei! Wie anders sehen sich die theologischen Probleme, die kirchlichen Streitfragen an, wenn man sie mitten in der erregten Volksversammlung sich durchs Herz gehen läßt oder gar davon reden muß! Wie wird manche Erkenntnis einem plötzlich wertvoll, mancher Punkt gleichgiltig! Wie fühlt man das Gemeinsame, das alle Richtungen, alle Konfessionen gegenüber diesem praktischen und theoretischen Atheismus einigt, und wiederum, wie beklagt man die Hemmnisse und Schwierigkeiten, die eine schwachgläubige, traditionsbefangne Richtung in unsrer Kirche einer streng wahrhaftigen Behandlung auch der religiösen Fragen in den Weg wirft! Für die orthodoxe Kirchenlehre ist das durch die Sozialdemokratie hindurchgegangne Volk nicht mehr zu haben: wem das in solchem Geisterkampf nicht aufgeht, der kann nicht sehen und hören. Aber für das schlichte evangelische Christentum des Lebens und der Erfahrung, für das uralte Christentum der ersten Gemeinde ist es zu haben: das drängt sich einem zugleich mit aller Gewalt auf. Wie wünscht man sich manchmal den oder jenen Professor, Kirchenzeitungsschreiber oder Kirchenregenten herbei, damit er auch einmal höre, was heute dem Volke geboten wird, und daß es sich bei diesem Stande der Sache darum handelt, die großen entscheidenden Hauptpositionen zu halten! Und nicht nur in den Synoden, nicht nur in den Hörsälen, nicht nur auf den Kanzeln, sondern hier im Ringen um die Volksseele Mann gegen Mann soll eine jede theologische Richtung, eine jede christliche Ueberzeugung die Probe bestehen!

Möchte nur niemand glauben, daß das Sache allein der Theologen wäre. Jeder Christ, und insbesondre der, der sich seinen Glauben durch ein Leben in streng wissenschaftlichen Studien hindurch bewahrt hat, ist hier mit berufen, das Seine zu thun. Es ist doch nicht in Ordnung, wenn die Sozialdemokraten über „Religion und Wissenschaft“ reden, und die Männer der Wissenschaft lassen die Theologen allein die Religion vertreten und die Wissenschaft. Es genügt nicht, im Studierzimmer oder im Salon über Büchner und Häckel die Achseln zu zucken, man muß die Liebe zum Volke haben, auch ihm laut zuzurufen, daß es abgestandne Ware ist, an der sie sich nicht nur den Magen, sondern die Seele verderben. Rade

Die evangelisch-sozialen Bestrebungen und die Frauen

Unter den sozialen Fragen nimmt die Frauenfrage einen sehr breiten Raum ein. Sowohl die Frauenfrage, wie man sie gewöhnlich versteht, das Bestreben, den Frauen der gebildeten Stände eine gediegnere Bildung und einen weitern Wirkungskreis zu verschaffen — denn zur Zeit ist die Zahl der unverheirateten Frauen in diesen Ständen, die einer Versorgung benötigen, außerordentlich groß —, als auch die Frage, den Frauen der arbeitenden Klassen einen größern Arbeitsschutz und bessere Arbeitsbedingungen zu ermöglichen. Die Frauenfrage hat es also nicht nur wie die soziale Frage im allgemeinen mit den untern Ständen, sondern mit allen Ständen zu thun. Es ist darum hohe Zeit, daß christlich und sozial denkende Kreise diesen Fragen näher treten und an ihrem Teile ihre Lösung herbeiführen helfen. Unter diesen Umständen ist es sehr erfreulich, daß die Vereinigung der Männer, die sich eine Fortbildung unsrer wirtschaftlichen Verhältnisse nach christlichen Gesichtspunkten zur Aufgabe gestellt und im Evangelisch-sozialen Kongreß organisirt haben, die Bildung einer Frauengruppe erstreben, die mit der Fahne christlicher Gedanken einen Vorstoß gegen die feindlichen Mächte ihres Geschlechts unternehmen sollen. Es

ist sicher, daß die christlichen Kreise eine große Anzahl Frauen stellen werden, die gewillt sind, an der Besserung der Lage ihres Geschlechts in den verschiednen Lebenssphären mitzuwirken.

Die Frauenfrage hat ein sehr verschiednes Gesicht, je nachdem man sie vom Standpunkte der obern oder der untern Stände aus beleuchtet. So wenig haben heutzutage unsre Stände gemeinsame Interessen, daß von einem Kampf um dieselben Ziele durchaus nicht mehr die Rede sein kann. Die Frauen der obern Stände wollen aus der Familie heraustreten, wollen gleiche Freiheit im Erwerb mit dem Manne; die Frauen der untern wollen in die Familie zurück, wollen einen ihrem schwächern Organismus angemessenen Schutz in ihrer Lage.

Der Standpunkt einer gesunden Emanzipation ist wiederholt in der Christlichen Welt vertreten worden, erst kürzlich wieder von Professor Zimmer.*) Um sie bemühen sich weite Kreise unsrer Frauenwelt, zumeist solche, die vom politischen Liberalismus ihre Bildung empfangen haben. Die religiös Denkenden haben sich vielfach durch Grundsätze von der Bewegung abhalten lassen, die gewissen Stellen aus der heiligen Schrift entnommen sind, in denen aber reines christliches Denken nicht niedergelegt ist, sondern die nur gewisse in der urchristlichen Zeit liegende Sitten ausdrücken. Zu großem Schaden hat die Anschauung „die Frau gehört ins Haus,“ die früher ihr gutes Recht hatte, für manche Kreise eine religiöse Versieglung angenommen. Wenn darum der Emanzipationsbewegung, soweit sie sich in gesunden Bahnen bewegt — und das ist je länger je mehr der Fall —, das Aergernis des Unchristlichen genommen wird, und die christlichen Kreise, die für jeden Fortschritt ein wichtiges Ferment bilden, lieber schieben als sich schieben lassen, so können wir sicher sein, daß die bürgerliche Frauenbewegung in ein etwas günstigeres Fahrwasser gelangen wird.

Den Frauen und Mädchen der sogenannten arbeitenden Klassen sind dagegen bisher noch wenig Kämpferinnen zur Seite getreten. Die Nöte und Klagen, die das Leben dieser Schichten umdüstern, die Ziele und Gedanken, die von ihnen erwogen werden — diese zu ihren eignen zu machen, wird darum in noch höherm Maße die Aufgabe christlich-sozial denkender Frauen, vorzugsweise der Frauengruppe des Kongresses werden müssen.

Es will vielleicht wenig sagen, daß die erwerbenden Frauen der untern Stände weit zahlreicher sind als die der obern. Von den fünfeinhalb Millionen weiblichen Geschlechts, die nach der Berufsstatistik von 1882 erwerbsthätig sind, die Dienstboten eingeschlossen — heute sind es bereits weit mehr —, gehören den obern Ständen höchstens einige hunderttausend an. Und viel mehr werden es auch nach Durchführung der Ziele der Emanzipation nicht werden.

Man hat mit viel Scharfsinn hin und her diskutirt, ob nicht der zarte Duft des Ewig-Weiblichen, die Weichheit des weiblichen Charakters Schaden litte, wenn man die Mädchen des Bürgerstandes einen selbständigen Beruf erlernen und betreiben ließe. Man hat in dieser Beziehung eine außerordentliche Vorsicht an den Tag gelegt und großes Interesse an der Erhaltung einer gesunden weiblichen Eigenart bewiesen. Den Mädchen und Frauen der arbeitenden Klassen gegenüber hat man sich gar kein Gewissen daraus gemacht, daß die Haus- und Fabrikindustrie sowohl dem Weibe wie der Mutter schadet. Hier ist das Interesse des Gewinns mit Gewissen, Moral, Aesthetik umgesprungen, als ob dergleichen Dinge unnützer Ballast wären.

Schonungslos hat man das Weib vom Herdfeuer und von der Kinderwiege hinweggerissen und in das summende Getöse und nervenzerstörende Geklapper der Fabrik geworfen. Schon die Schulmädchen hat man der Freiheit beraubt und in die staubigen und ungesunden Fabrikräume eingesperrt. Man hat es ohne Bedenken mit angesehen, wie die Entwicklnng junger Mädchen, die den ganzen Tag bei schwerer oder ungesunder Arbeit beschäftigt sind, aufgehalten wird, wie Mütter infolge ungenügender Bewegungsfreiheit und Ueberanstrengung ihres Körpers nur schwächliche oder gar keine Kinder zur Welt bringen.

Gehen wir sämtliche Gewerbe durch, so finden wir eigentlich in allen weibliche Kräfte beschäftigt. Wir finden weibliche Ar-

*) Vgl. Nr. 16.

beiter selbst in der Stein- und Erdindustrie, in Ziegeleien, im Bauhandwerk, im Bergbau, in Gifte bereitenden Fabriken. Der Bericht eines preußischen Fabrikinspektors vom Jahre 1892 teilt z. B. mit, wie im Kreise Sonderburg, dem Hauptziegeleibezirke in Schleswig, Arbeiterinnen dazu verwendet werden, um Ziegelsteine vom Ziegelhof nach den Schiffen hinzukarren; sicherlich eine Arbeit, die nur für die kräftigsten und gesündesten Männer sich eignet.

In manchen Erwerbszweigen ist ja die Frau geschickter, sie ist vielfach auch treuer und emsiger. Der Geistliche steht oft am Kranken- und Totenbett eines weiblichen Wesens, von dem die Angehörigen den unermüdlichen Arbeitsgeist rühmen, während sie ihn lieber hätten zügeln und in Schranken halten müssen. Aber der Hauptgrund für die immer stärker werdende Zunahme gewerblicher Frauenarbeit ist doch ihre größere Billigkeit. Die Frau macht nicht die Ansprüche an das Leben wie der Mann, sie läßt sich auch viel leichter ungünstigere Arbeitsbedingungen aufbürden, sie hat dem Unternehmer gegenüber nicht die nötige Widerstandskraft. Sie arbeitet oft für Löhne, von denen Kuno Frankenstein in Schmollers Jahrbüchern urteilt: sie reichen nicht hin, auch nur die notwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, und versetzen einen großen Teil der Arbeiterinnen unsrer Großstädte in die Zwangslage, entweder einen ergänzenden Erwerbszweig in der Prostitution zu suchen oder den unabwendbaren Folgen körperlicher und geistiger Zerrüttung zu verfallen.

Einige Zahlen mögen in Kürze die Zunahme der Frauenarbeit veranschaulichen. In der Metallverarbeitungsindustrie Badens waren z. B. im Jahre 1847 nur 8, 1882 dagegen 1866 Arbeiterinnen beschäftigt. Im ganzen ist die Zahl der im Gewerbe beschäftigten Frauen in Baden von 15000 im Jahre 1861 auf 59000 im Jahre 1882 gestiegen. Unter solchen Umständen hat schon in den Jahren 1875 bis 1882 die Zahl der männlichen Arbeiter in Baden um fünfeinhalb Tausend abgenommen. Im Königreich Sachsen ist die Zahl der erwachsenen männlichen Arbeiter im Jahre 1892 um 1633 gesunken, während die der erwachsenen weiblichen Arbeiter um 2466 gestiegen ist. Das heißt doch verkehrte Welt; da liegt schließlich der Mann zu Hause und die Frau geht auf die Arbeit.

Was ist nun geschehen, um den arbeitenden Frauen eine Stütze im Kampf ums Dasein zu bieten, um ihnen ihr Los erträglicher zu gestalten? Die letzten Jahre haben uns ein Arbeiterschutzgesetz gebracht, das auch für die Frauen einige günstige Bestimmungen enthält. Doch wer da der Ansicht wäre, der Weg des Gesetzes genüge, um bessere Zustände zu schaffen, man müsse die Frauen auf den Staatsschutz verweisen, der bedächte nicht, wie auch in den gesetzgebenden Faktoren Parteien um die Macht ringen, und wie noch ein weiter Weg von der Abfassung eines Gesetzesparagraphen bis zu seiner sinngemäßen Durchführung liegt.*) Christliche Zustände und christliche Ordnungen wollen viel mehr in den Herzen der Menschen Wurzel fassen als in toten Buchstaben. Das Hauptmittel des Christentums, christlichen Geist in Formen zu fassen, ist stets ein Zusammenschließen der Gleichgesinnten gewesen. Müssen die Männer sich organisiren, die im Kampfe ums Dasein stehn, so wird den Frauen, die genau ebenso auf den Arbeitsmarkt geworfen sind, keine andre Wahl bleiben, wie schwer sie sich dazu auch entschließen mögen, weil sie bisher stets nur die Familie als den Kreis ihrer Interessen gekannt und eine vollständig individuelle Erziehung genossen haben.

*) Hierfür ein Beispiel. Das Arbeiterschutzgesetz enthält die Bestimmung, daß Arbeiterinnen, die ein Hauswesen zu besorgen haben, auf ihren Antrag eine halbe Stunde vor der Mittagspause zu entlassen sind, sofern diese nicht mindestens anderthalb Stunden beträgt. Der bekannte badische Fabrikinspektor Wörrishöfer bekundet, daß diese Vorschrift keinerlei Wirkungen geübt hat. In Fabriken, in denen durch die frühere Beendigung der Arbeit keinerlei Störung entsteht, oder in Gegenden, in denen die weibliche Arbeit sehr gesucht ist, hat diese Sitte bereits seit langem bestanden. Wie wenig die Regelung dieser Verhältnisse von der obigen Gesetzesvorschrift beeinflußt wird, geht schon daraus hervor, daß in einigen Fabriken den Arbeiterinnen der einen Betriebsabteilung gekündigt wird, wenn sie den Antrag stellen, eine halbe Stunde vor der Mittagspause entlassen zu werden, während in andern Betriebsabteilungen einem solchen Antrag statt gegeben wird.

Anfänge dazu sind ja bereits gemacht.

Schon im Jahre 1869 entstand in Berlin ein größerer Arbeiterinnenverein. Damals stand man noch ganz unter dem Eindruck der liberalen Aufklärung und des in der Menge sich regenden Wissensdranges. Die Bildungsfanatiker, die in den Bildungsvereinen das Heil für die Arbeiter suchten, wollten auch den Arbeiterinnen durch vermehrtes Wissen ihr Los erleichtern. Es zeigte sich bald, daß auch bei leidlicher Bildung das Hungern nicht eben leicht sei, und daß gerade eine gewisse Bildung das elende Leben oft um so fühlbarer macht. In den siebziger Jahren versuchte in Berlin der Britische Kontinentale Bund für die Sittlichkeitsbestrebungen zu werben und die Augen für die Gefahren zu öffnen, die der Sittlichkeit der Arbeiterinnen drohten. In größerm Maßstabe kamen in Berlin in den achtziger Jahren Organisationen von Arbeiterinnen zu stande. Es waren drei Hauptvereine: 1. der Verein zur Wahrung der Interessen der Arbeiterinnen, 2. der Verein der Mantelnäherinnen, 3. der Nordverein der Arbeiterinnen. Den Hauptanstoß gaben gebildete Frauen, denen die Not ihrer leidenden Schwestern zu Herzen ging. Auch die Christlich-soziale Partei hat sich um diese Vereine, namentlich um den Verein der Mantelnäherinnen, die in Berlin einen sehr umfassenden Erwerbszweig vertreten und sich in besonders drückender Lage befanden und noch befinden, Verdienste erworben. Unter anderm machte sie bei einem hartnäckig durchgefochtenen Streik bedeutende Geldmittel flüssig, errichtete Arbeitsstuben und leitete den Vertrieb der Waren. Sie hatte eine Zeit lang die Hoffnung, die Arbeiterinnen mehr an ihre Fahne zu ketten als die Männer. Doch im Jahre 1887 wurden alle drei Vereine aufgelöst. Die Sozialdemokratie hatte sich allmählich der Leitung bemächtigt, und so teilten sie das Schicksal vieler sozialdemokratischen Vereine, um so mehr, als die Frauen nach dem preußischen Vereinsgesetz keine Politik, auch keine Wirtschaftspolitik in ihren Vereinen treiben dürfen; „sie hatten eine Aenderung der staatlichen Gesetzgebung zu Gunsten ihrer sozialen Lage erstrebt“ — eine Gepflogenheit, die sich sonst die Unternehmer sehr angelegen sein lassen.

Weil sich sonst niemand der Arbeiterinnen annahm — der einzige Verein, den die bürgerliche Frauenwelt unter den minder begüterten Volksklassen ins Leben gerufen hat, ist der Verein weiblicher Handlungsgehilfinnen in Berlin, der eine recht stattliche Mitgliederzahl gewonnen hat; ein Beweis, wie große Erfolge auch heute noch einem geschickten Vorgehen sicher sind*) —, da sonst nichts Nennenswertes geschehen ist, hat sich die Sozialdemokratie allmählich immer mehr zur alleinigen Schützerin der arbeitenden Frauenwelt aufgeworfen. Ehedem wars anders. Da erhoffte die sozialdemokratische Partei von einer Einschränkung der Frauenarbeit eine Besserung in der sozialen Lage der Männer und suchte darum die Emanzipationskämpfe der Proletarierinnen niederzuhalten. Neuerdings hat sie sich zu der Ansicht bekehrt, daß auch die Zurückdrängung der Frauenarbeit kein genügendes Heilmittel ist. Heute gesteht sie darum der Frau das gleiche Recht auf Arbeit und dieselbe Freiheit im Erwerbe zu wie dem Manne. Dagegen macht sie es sich zur Hauptaufgabe, für die Frau auch den gleichen Lohn für die gleiche Leistung mit dem Manne zu erstreben. Eine besondre Schutzgesetzgebung für die Frau fordert die Sozialdemokratie bei alledem. Ja die sozialdemokratische Frauenagitation wehrt sich meist sehr energisch gegen die Ziele der frauenrechtlerischen Bewegung, die jede besondre Schutzgesetzgebung für die Frau ablehnt als einen Eingriff in die Rechte der Frau dem Manne gegenüber; sie will konservativer sein als jene.

Die Sozialdemokratie hat zur Zeit fast in allen größern Städten mit der Organisation der Arbeiterinnen begonnen. Entweder sind sie für sich zu Frauenvereinen zusammengeschlossen, in denen politische und wirtschaftliche Aufklärung erstrebt wird, oder sie sind an die Gewerkschaften angegliedert und dann

*) Der Verein hat zur Zeit etwa 5600 Mitglieder, er besitzt eine Handelsschule, eine kaufmännische Fortbildungsschule, eine Zeichenschule, Zuschneidekurse für Direktricen, ausgedehnte Hilfskrankenkassen; er hat Vortrags- und Unterhaltungsabende, er hat einen Rechtsschutz und einen ausgedehnten Stellennachweis organisirt u. s. w.

meist mit den Männern zusammen. Aber nur wenige sind bisher der sozialdemokratischen Werbetrommel gefolgt. Namentlich unter dem Drucke der wirtschaftlich ungünstigen Zeiten ist die Zahl der Mitglieder eher zurück als vorwärts gegangen. Auch die Sozialdemokratie muß die Erfahrung machen: die Vergnügungen besuchen die Mädchen und Frauen, aber sonst kümmern sie sich wenig um den Verein.

Es ist darum gerade noch Zeit, daß evangelisch-sozial denkende Frauen die Arbeit aufnehmen und die Arbeiterinnen für den Kampf um christlich normirte Wirtschafts- und Lebensverhältnisse zusammenscharen, damit es uns nicht wieder geht wie bei den männlichen Arbeitern, daß wir zu spät oder wenigstens sehr spät aufstehen.

Wenn bei dieser Thätigkeit große Schwierigkeiten zu überwinden sind, so schrecken diese nur den, der keine christlichen Ideale besitzt und keine Kraft in sich spürt, für diese Ideale zu leben, zu kämpfen und sich zu opfern. Wem es daran nicht fehlt, der bedarf freilich noch zweierlei um ein tüchtiges Werkzeug zu werden: Kenntnis der Lage, der Empfindungen und Denkweise der arbeitenden Frauen, und Vertrautheit mit den Problemen der Volkswirtschaft. Das Erstere kann man sich nur aneignen, indem man die Mauern niederreißt, die die einzelnen Gesellschaftsklassen von einander trennen, indem die gebildete Frau den Zaun, der sie vom Verkehr mit dem Hinterhause, von der Teilnahme an den Leiden und Freuden der Leute in der Mansardenwohnung abschließt, durchbricht und diesen Ständen als Christin mit warmem Herzen und der Bitte entgegentritt: Vergebt mir meine Sünden. Das Zweite erwirbt man sich durch eingehendes Studium. Eine Kenntnis all der mannigfachen Fragen, die unser wirtschaftliches Zeitalter uns stellt, bewahrt vor oberflächlichem Dilettiren. Der Evangelisch-soziale Kursus im vorigen Oktober hat manchen heißblütigen Volksbeglücker etwas nüchterner gestimmt. Es war erfreulich, daß der Berliner Verein Frauenwohl, durch den Kursus angeregt, im vorigen Winter Vorlesungen für Frauen über volkswirtschaftliche und soziale Probleme veranstaltete.*) Es ist zu wünschen, daß der nächste Evangelisch-soziale Kursus und auch der nächstjährige Kongreß größere Rücksicht auf die Frauen nehmen und gute Orientirungen über die Probleme, die die heutige Lage der Frauen und der Arbeiterinnen bietet, bringen werden.

Es liegt nahe, bezüglich der Organisation der Arbeiterinnen, an die Parallele der Evangelischen Arbeitervereine zu denken. Vereinzelt haben diese ja bereits weibliche Mitglieder aufgenommen, und in ihrem Programm ist die Forderung enthalten: Einschränkung aller dem Familienleben, der Gesundheit und Sittlichkeit schädlichen Frauen- und Kinderarbeit. Aber das Programm und die Thätigkeit der Evangelischen Arbeitervereine läßt sich doch nicht ohne weiteres auf eine Bewegung unter den Arbeiterinnen übertragen. Wie die Landarbeiter zunächst auf andre Weise gewonnen und gestärkt werden müssen, weil sie für die sozialpolitische Schulung vorläufig nicht zu haben sind, so dürfte auch der wirtschaftliche Kampf, in den die Evangelischen Arbeitervereine eingetreten sind, nicht in gleichem Maße das Heilmittel für die Arbeiterinnen sein. Vielmehr haben hierin stets die Männer voranzugehen, die Frauen sich diesen nur anzuschließen. Diesen ist soweit wie möglich ein familienhaftes Leben zu ermöglichen und zu sichern. Denen, die durch ihren Beruf aus den Familien herausgerissen werden, sind Heime zu gründen, die ihnen einen geschützten und behaglichen Aufenthalt gewähren und sie zu einer großen Familie zusammenschließen. Solche Heime bieten ihnen zugleich Stätten für ihre gewerbliche und hauswirtschaftliche Fortbildung, sie sind Mittelpunkte für das Vereinswesen, an dem sich ganz von selbst auch solche, die nicht in den Anstalten wohnen, beteiligen werden. Solche

*) Es las Professor Dr. Max Weber über die Grundzüge der modernen sozialen Entwicklung, Dr. M. Albrecht über Wohlfahrtseinrichtungen für die arbeitenden Klassen, Magistratsassessor Cuno über Organisation der öffentlichen und privaten Armenpflege, L. Katzenstein über soziale Hilfsthätigkeit in England und Amerika, Dr. Th. Weyl und Fräulein Dr. A. Bluhm über Grundzüge der Hygiene, Dr. Hugo Neumann über Gesundheitspflege bei Kindern. Nebenher gingen Besichtigungen von Wohlfahrtseinrichtungen.

Arbeiterinnenheime haben sich unter geschickter Leitung, die abgesehen von der Gewöhnung an Ordnung den Arbeiterinnen eine gewisse Freiheit gestatten muß, in kleinern Orten noch mehr als in großen außerordentlich bewährt. Bezüglich der verheirateten Frauen wird es immer evangelisch-sozialer Grundsatz bleiben müssen, für sie eine Befreiung von der Fabrikarbeit zu erstreben, wenn sich auch noch manches ändern muß, ehe diese eigentlich selbstverständliche Forderung in Erfüllung gehen wird und gehen kann.

Es wartet hier unsrer evangelischen Frauenwelt ein noch ungethanes Werk. Den minder begüterten, leidenden Schwestern, die unter den ungünstigsten Bedingungen den Kampf ums Dasein führen, zu helfen ist eine Arbeit, des Schweißes der Edeln wert, ist Nachfolge auf dem Wege, den Jesus gegangen!

Kötzschke

Verschiedenes

(Ein sozialdemokratisches Bilderbuch) „Bilderbuch für große und kleine Leute." Stuttgart, J. H. W. Dietz, 1893. 36 S. 75 Pfge.

Es ist nur folgerichtig, wenn die Sozialdemokratie nicht bloß ihre erwachsenen Glieder mit der bei Dietz in Stuttgart verzapften „Wissenschaft" versieht, sondern auch die geistige Nahrung der Kleinen zu überwachen bestrebt ist. Darin liegt zweifellos sogar etwas Berechtigtes. Einem Manne, der nun einmal die Ueberzeugung hat, daß es in der heutigen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung von Unhaltbarkeiten und Ungerechtigkeiten wimmelt, wird man es kaum verargen können, wenn er als Vater sich weigert, seinen Kindern Bücher in die Hand zu geben, die jene Schäden als berechtigt und notwendig hinstellen oder doch zu verschleiern suchen. Denn mit diesem Mißtrauen betrachtet der Sozialdemokrat die Jugendschriften der besitzenden Klasse. Von hier aus müssen wir auch das vorliegende Büchlein zu verstehen suchen, das mit seiner freundlichen Ausstattung, seinen zum Teil ganz hübschen Bildern uns recht vertrauenerweckend anschaut. Durch diesen Ausgangspunkt soll jedoch noch nichts über den Wert oder Unwert des Ganzen vorweggenommen sein.

In seinem Bericht über den Evangelisch-sozialen Kursus in Berlin hatte Pfarrer Naumann in diesen Blättern*) gelegentlich die Bemerkung gemacht, wie der in sozialdemokratischen Versammlungen herrschende Ton damals manchem trefflichen Manne die Nachtruhe geraubt habe, weil ihm diese Tonart bis dahin noch unbekannt war. Aehnliche Erfahrungen kann man mit diesem sozialdemokratischen Bilderbuche machen: Leute, die noch nie etwas Sozialdemokratisches in der Hand gehabt haben, erschrecken sehr, wenn das Büchlein plötzlich seine sozialdemokratischen Krallen zeigt, und können dann nicht mehr zu einer ruhigen Würdigung kommen. Aber die Gerechtigkeit muß man doch dieser eigenartigen Erscheinung auf dem Büchermarkt widerfahren lassen, daß man sie zu verstehen sucht von dem Grund und Boden aus, auf dem sie gewachsen ist. Daß man aus einer mühsam emporstrebenden, unglaublich verbitterten Volksströmung heraus keine lieblichen Schalmeientöne zu erwarten hat, sollte doch selbstverständlich sein. Für wen freilich in der ganzen Frage nur die eine Größe existirt: „die Begehrlichkeit der Massen," während die andre: das Massenelend und die Massennot nur als eine aus der Begehrlichkeit herausgeborne Fiktion abgethan wird, — der wird dies Bilderbuch mit ein paar Worten „vernichtender Kritik" mitleidig lächelnd beiseite schieben oder wohl auch ärgerlich an die Wand werfen. Das ist ja leicht gethan. Aber warum sollten wir nicht auch solch ein Buch einmal ruhig auf uns wirken lassen? Lernen wir nicht gerade jetzt auch allmählich, uns von Dichtern der modernsten Schule wegen der Sünden der Gesellschaft Buße predigen zu lassen? Ob die Anklagen, die in diesem Bilderbuche erhoben werden, alle so ganz unberechtigt sind, das mag jeder für sich selber prüfen. Aber wenn einer dadurch mal an den sozialen Nerven gezupft, wenn ihm irgendwie das soziale Gewissen ein wenig geweckt wird, — so ist das unstreitig etwas Gutes, und dann schaden uns auch die Krallen nicht mehr. Eins der kleinen Gedichte möchten wir in diesem Zusammenhange wegen seiner Schlichtheit und rührenden Einfachheit hier anführen:

Ums tägliche Brot (S. 12)

Mutter näht an der Maschine
Oft mit sorgenvoller Miene,
Surr, surr, surr,
Mit dem großen Hemdenhaufen
Muß sie dann zum Kaufmann laufen,
Surr, surr, surr.

Ach wie freudig ich dort lerne,
Denn die Mutter sieht es gerne,
Surr, surr, surr,
Bald helf ich ihr auch mit nähen,
Dann wird es schon besser gehen,
Surr, surr, surr.

Träum ich morgens noch im Bettchen,
Weckt mich Mutter: du, Lisettchen,
Surr, surr, surr,
Jetzt ists Zeit, um aufzustehen,
Denn zur Schule mußt du gehen,
Surr, surr, surr.

Wär der Vater nicht gestorben,
Hätt auch er was miterworben,
Surr, surr, surr,
Aber so sind wir alleine,
Mutter näht beim Lampenscheine,
Surr, surr, surr.

*) Vgl. 1893, Nr. 52.

Ueberblicken wir kurz den Inhalt des Buches: Ein Widmungsgedicht eröffnet den Reigen, „Den Alten und den Jungen“ überschrieben. Es folgt eine Geschichte: „Am Scheidewege“ — nach dem berühmten Muster: Herkules am Scheidewege — wo die Mammonsgöttin und die Göttin der Arbeit dem unschlüssigen Jüngling sich zur Führung anbietet. — „Der Löwe,“ eine kleine zoologische Skizze, könnte schließlich in jedem Lesebuche stehen. Tendenziös ist natürlich der Schlußsatz: „Wie überall, so kann auch dem grimmigsten Feinde gegenüber mit vereinten Kräften vieles ausgerichtet werden.“ — „Däumling und Krieger,“ wohl ein Hieb auf den „Militarismus,“ schließt mit den Worten:

Die Zwietracht bringt Verderben,
Der Friede nur schafft Glück!

Auch der internationale Charakter der Sozialdemokratie findet seine Begründung in der Erzählung „Hüben und Drüben“ (an der deutsch-französischen Grenze). Ein gewisses Crescendo in der Deutlichkeit der Tendenz ist nicht zu verkennen. Daran schließt sich „Ums tägliche Brot,“ „Das Dromedar“ und ein Gedicht: „Die Puppe,“ worin diese zu reden anfängt und die kleine Frida vor der Hohlheit und Eitelkeit vieler Mädchen warnt,

Die nur Lust und Kurzweil treiben
Und versäumen ihre Pflicht,
Die Gemüt und Herz nicht bilden —
Mehr als Puppen sind sie nicht!

„Die verfolgte Wahrheit“ erzählt von einem mächtigen Sultan und seinen beiden Töchtern, Lüge und Wahrheit. Nach langer Unterdrückung siegt endlich das Aschenbrödel, die schlichte Wahrheit, „und so wie damals herrscht sie noch heute, wo edle Menschen sich zu guten Thaten vereinigen.“ — „Wiedergefunden“ ist eine Erzählung aus der Hamburger Cholerazeit, die Gelegenheit giebt, die Wohnungsfrage zu berühren. — Das Märchen „Die böse Hexe“ (die Titelvignette zeigt ein häßliches altes Weib, das in der Linken goldstrotzende Beutel hält, mit der Rechten über der qualmenden Fabrikstadt die Geißel schwingt) könnte man fast ein kleines Gegenstück zu Hauptmanns „Hannele“ nennen. — „Das Geheimnis der Acht,“ illustrirt durch einen Kinderfackelzug, dessen Lampions mit einer fetten Acht geziert sind, feiert den Achtstundentag. Den Schluß macht endlich die Geschichte „Der reiche Peter und der arme Klaus,“ eine Verherrlichung des fleißigen, redlichen Schaffens im Gegensatz zur schlemmenden Faulheit des reichen Protzen.

Die sechsunddreißig Seiten des Büchleins sind bald durchflogen. Aber wenn man zu Ende ist und liest noch einmal auf dem Titelblatt: „Bilderbuch für große und kleine Kinder,“ so kann man ein kräftiges Fragezeichen kaum unterdrücken. „Für die großen,“ d. h. für die Erwachsenen — warum nicht? Der Erwachsene kann mancherlei herauslesen. Aber auch „für die kleinen Kinder“? Können sie — ich meine nicht bloß die Kinder des Arbeiters — die Allegorien, die mancherlei verhüllten und unverhüllten Anspielungen verstehen? Unbefangner Kindersinn verlangt naive, unbefangne Kost. Es ist eben nicht leicht, für Kinder zu schreiben. Denn naiver Sinn ist nicht jedermanns Ding. Unverständig wäre es aber auch, ihn in der Sozialdemokratie zu suchen, in einer Bewegung, die ja gewissermaßen ein lebendiges Dokument der schwindenden und geschwundnen Volksnaivität ist. Vielleicht kehrt diese auch der Sozialdemokratie einmal wieder! Freilich, ehe sie unter dem Banne der Parteidogmen Ursprünglichkeit und Frische wiedergefunden hat, wird wohl noch manches Jahr ins Land gehen. Aber im Interesse der Arbeiterjugend selbst können wir nur von Herzen wünschen, daß die „Genossen,“ die das Gebiet der Jugendschriften weiter ausbauen wollen, den rechten kindlichen Ton in Zukunft besser treffen möchten.

Wir haben dies sozialdemokratische Bilderbuch ohne Voreingenommenheit zu würdigen versucht, auf die Gefahr hin, das Schlagwort „Liebäugeln mit den Sozialdemokraten“ oder den Vorwurf der Kraftlosigkeit hören zu müssen, — aber eins darf doch nicht unausgesprochen bleiben bei aller ruhigen Anerkennung dessen, was relativ gut ist an dem Büchlein: als Christen müssen wirs lebhaft beklagen, daß geflissentlich jeder warme Hauch christlichen Geistes ferngehalten worden ist. Es ist überaus traurig, ein Kinderbuch in der Hand zu haben, das den Kindern kein Wort von dem Vater im Himmel*) zu sagen weiß, den der Arbeitersohn aus Nazaret gerade den Bedrückten und Armen verkündigen wollte; das nicht einen Strich dazu thut, um den Kleinen den Mann lieb zu machen, der die Kinder so innig liebt. Was in aller Welt kann denn, auch sozialdemokratischen, Eltern lieber sein, als daß ihre Kinder lernen von dem, der seinen Eltern unterthan war, der noch am Kreuz für seine Mutter sorgte, der in unsrer Zeit genau so wie einst nicht die Pharisäer, sondern die Mühseligen und Beladnen zu sich rufen würde — und noch ruft, wer ihn nur hören wollte! — der bei aller Sanftmut und Demut doch ein ganzer Mann war! Daß das Gedächtnis dieses Mannes so ganz aus diesem Kinderbuche verbannt ist, das macht es so arm und so kalt.

Aber wir wollen und dürfen nicht aufhören zu hoffen, daß die deutschen Arbeiter doch noch wieder lernen, was sie an Jesus Christus haben, nicht bloß an einzelnen seiner Worte, die sich zur Agitation eignen, sondern an dem Kraftquell seiner Person. Vielleicht lernen sie doch noch verstehen, was jüngst einer sozialdemokratischen Versammlung zugerufen wurde: „Mit der Bibel in der Hand würde die Sozialdemokratie unwiderstehlich sein!“

Welche Bedeutung könnte dies „Bilderbuch für große und kleine Kinder“ haben, wären die Kinderfreunde, die es geschaffen haben, bei dem Kinderfreunde aus Nazaret in die Schule gegangen! Dann könnten wir erst die rechte Freude an den Worten haben, mit denen das Widmungsgedicht schließt:

Ein Buch, das tröstend das Gemüt erhebt
Und Wahrheit bringt den Alten wie den Jungen,
Wir haben es in treuem Mühn erstrebt,
Doch treues Mühn ist öfter schon mißlungen.
Obs diesmal uns gelang, in Ernst und Scherz
Die rechten Saiten spielend zu erregen —
Das weiß das Volk nur, dem ans goldne Herz
Das schlichte Buch vertrauensvoll wir legen. P J

*) An einer Stelle (S. 22) muß „das Schicksal“ dafür eintreten.

(Zwei Vorträge von Pastor Schall) über die Arbeiter und die besitzenden Klassen und über die Notwendigkeit evangelisch-sozialer Arbeitervereine sind in freundlicher Ausstattung bei Eugen Salzer, Heilbronn erschienen. Sie haben zunächst ein Interesse für die Hamburger Evangelisch-sozialen, in deren Mitte sie gehalten wurden, aber auch sonst im deutschen Reich werden sie Leser finden. Schalls größeres Buch ist von uns so ausführlich besprochen worden, daß wir jetzt seinen Standpunkt nicht von neuem zu charakterisiren brauchen. Eigentümlich und neu ist, daß er im Anfang des zweiten Vortrags eine „sozialmonarchische Volkspartei“ anstrebt. Wie bekannt, hat vor etwa fünf Jahren Stöcker etwas ähnliches gewünscht, aber wenig Anklang gefunden. Die Schwierigkeit liegt besonders darin, daß man eine sozialmonarchische Gruppe nur dann gründen kann, wenn man über die sozialen Absichten des Monarchen und seiner Regierung unbedingte Klarheit hat und weiß, daß derartige Absichten ohne Abwege verfolgt werden sollen. Eine Vorrede berichtet über den dramatisch bewegten Verlauf der Hamburger Vortragsabende, leider aber fehlen genauere Angaben über den Inhalt der Debatten. F N

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 19 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein philologisch gebild. u. erf. ält. Cand. min. mit Wahlfähigkeitszeugn. Koblenz 20. X. 92 von pos. Richt. u. gut empf., sucht anfangs Juni Vikar- od. Hilfspredigerst. event. gegen fr. Stat. Heimatsprov. Sachsen od. Prov. Brandenbg. bevorzugt. Ausk. ert. Pred. Schwandt, Prenzlau i. U/M.

Gesucht

ein im Unterrichten erfahrener geprüfter ev. cand. theol. oder phil. für eine deutsche Familie in Uruguay. Gesundes Klima. Verpflichtung drei Jahre. Freie Reise. Gehalt jährlich 2400 Mark und freie Station. Meldungen an Pastor Lahusen, Bremen.

Christlicher Studentenkongreß
in **Frankfurt a. M.** den 18. und 19. Mai 1894

Programm

Freitag, den 18. Mai. Im Saal des Vereinshauses Neue Mainzerstr. 41. Vormittags 9 Uhr: Morgenandacht. Vortrag von Konsistorialrat Professor D. Cremer in Greifswald: „Die praktischen Ziele des Kongresses.“ 1½ Uhr: Gemeinsames Mittagessen (Gedeck 0.80 Mk.) im Restaurant Friedrich Köhler, vorm. Hotel du Nord, Große Gallusstraße 17. Nach dem Essen: Besuch des Römers und des Domes. Nachmittags 4 Uhr: Vortrag von Herrn Direktor H. Th. Bauer in Niesky: „Die Sittlichkeit.“ Freie Abendversammlung im Restaurant Köhler.

Sonnabend, den 19. Mai. Vormittags 9 Uhr: Morgenandacht. Vortrag von Pfarrer Naumann in Frankfurt a. M.: „Der Student im Verkehr mit den verschiednen Volkskreisen.“ Vortrag von Professor D. Reischle in Gießen: „Das akademische Studium und der Kampf um die Weltanschauung.“ An jeden Vortrag schließt sich eine Debatte an. 3 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Restaurant Köhler. Nachmittags: Gemeinsamer Ausflug. Abends: Geschäftliche Sitzung.

Sonntag, den 20. Mai. Gemeinsamer Gottesdienst im Saal des Vereinshauses Neue Mainzerstr. 41.

Mit den Zielen des Kongresses haben sich einverstanden erklärt:

Prof. D. Achelis-Marburg
Prof. D. Cremer-Greifswald
Prof. D. Haupt-Halle
Prof. D. Heinrici-Leipzig
Prof. Dr. jur. Lehmann-Marburg
Prof. D. Loofs-Halle
Lic. Lütgert-Greifswald
Prof. D. Mirbt-Marburg
Prof. D. v. Nathusius-Greifswald

Diejenigen Kommilitonen, welche an dem geplanten Studentenkongreß teilzunehmen gedenken, werden gebeten, sich anzumelden bei **Herrn Pfarrer Naumann, Frankfurt a. M., Neue Mainzerstr. 41,** der für **kostenfreie Wohnung** sorgen will.

Das Komitee

Evangelisch-sozialer Kongreß
in Frankfurt a. M.

I. Dienstag, 15. Mai: a) vormittags 10 Uhr: Sitzung des Ausschusses des Gesamtverbands Evangelischer Arbeitervereine. Schäfergasse 17. (Zuhören gestattet.) b) nachmittags 5 Uhr: Sitzung des Ausschusses des Evangelisch-sozialen Kongresses. Evangelisches Vereinshaus, Neue Mainzer Straße 41. (Geschlossene Sitzung.) c) abends 8 Uhr: **Oeffentliche Begrüßungsversammlung.** Alemannia, Schillerplatz 4.

II. Mittwoch, 16. Mai: a) früh 9 Uhr: Saalbau, Junghofstraße 19. 1. Eröffnung durch den Präsidenten, Landesökonomierat Nobbe in Berlin. 2. Jahresbericht des Generalsekretärs, Pastor Göhre in Frankfurt a. O. 3. Erstes Referat: „Die soziale Frage und die Predigt." Konsistorialrat Professor D. Cremer in Greifswald. b) nachmittags 3 Uhr, ebenda: Zweites Referat: „Die deutschen Landarbeiter, mit besondrer Berücksichtigung der vorjährigen Enquete des Kongresses." Professor Dr. Max Weber in Berlin und Generalsekretär Pastor Göhre in Frankfurt a. O. c) abends 8½ Uhr, ebenda: Familienabend des Evangelischen Arbeitervereins.

III. Donnerstag, 17. Mai, früh 9 Uhr: Saalbau, Junghofstraße 19. a) Drittes Referat: „Die Gewerkschaftsbewegung." Landgerichtsrat Kulemann in Braunschweig. b) Viertes Referat: „Die evangelisch-soziale Aufgabe im Lichte der Geschichte der Kirche." Professor D. Harnack in Berlin.

Am 15. Mai von vormittags 9 bis abends 9 Uhr ist im Evangelischen Vereinshause, Neue Mainzer Straße 41 (8 Minuten vom Hauptbahnhof), am 16. und 17. Mai von 8 Uhr an desgleichen im Saalbau, Junghofstraße 19 (10 Minuten vom Hauptbahnhof) eine Geschäfts- und Auskunftsstelle für die Kongreßbesucher geöffnet.

Evangelisch-sozialer Kongreß
in Frankfurt a. M.
Einlaßkarten betreffend

1. **Mitgliederkarten** kosten 5 Mk., berechtigen zur dauernden Zugehörigkeit zum Kongreß, insbesondre zum Empfang des stenographischen Protokolls und der monatlichen Mitteilungen. Sie werden auf den Namen des Inhabers ausgestellt und müssen alljährlich erneuert werden. Den bisherigen Mitgliedern sind ihre Karten vom Generalsekretär zugeschickt worden; diese geben freien Zutritt zu allen Frankfurter Versammlungen und Verhandlungen.

2. **Teilnehmerkarten** kosten 3 Mk. und berechtigen zur Teilnahme an allen Frankfurter Versammlungen, sowie zum Empfang des stenographischen Protokolls.

3. **Zuhörerkarten** kosten 1 Mk. und berechtigen zum Zuhören von den Galerien bei sämtlichen öffentlichen Verhandlungen.

Sämtliche Karten sind nur für die Person giltig.

Frauen sind sehr willkommen, auch als Mitglieder und Teilnehmer mit gleichen Rechten.

Mitglieder von Evangelischen Arbeitervereinen, die dem Arbeiterstande angehören, haben gegen Vorzeigung ihrer Mitgliedskarte unentgeltlich Zutritt, desgleichen Studenten gegen Vorweis ihrer Studentenkarte.

Jeder Besucher der Hauptversammlungen wird veranlaßt, sich in die Präsenzliste einzuzeichnen.

Genaue Angabe der Adresse ist besonders seitens der Inhaber von Mitglieder- und Teilnehmerkarten erwünscht, damit bei Zustellung des Protokolls sich keine Schwierigkeiten einstellen.

Der Geschäftsausschuß

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig
Soeben erschien:

Wolfrum, Th.,

RHYTHMISCH!

Eine hymnologische Streitschrift gegen

Herrn Professor D. Cornill in Königsberg

— Preis M. —.75 —

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ

Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.

Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.

Illustr. Kataloge gratis.

Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
53. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 19: Sozialismus und Sozialdemokratie — Der Antisemitismus wie er ist: 3. Ausblicke — Henrik Ibsen — Die Lehren der Kunstgeschichte und die „neue Kunst." Von Adolf Rosenberg — Johannes Wurm. Ein Frühlingsmärchen — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur — Schwarzes Bret

Evangelische Konferenz in Schlesien
Mittwoch, den 23. Mai, vorm. ½10 Uhr
in **Liegnitz** (Schießhaus)

I. 1. Bibl. Ansprache: Dr. Selle, Pastor und Kreisschulinspektor in Creba. 2. Die Genesis des lutherischen Kirchenbegriffs: Prof. D. Karl Müller in Breslau. 3. Die Verwertung des Katechismus im Konfirmandenunterricht: Pastor Zobel-Kohlfurt.

II. 1. Unsre nächsten Aufgaben: Pastor Kölbing-Fischbach. 2. Anträge aus der Mitte der Versammlung. 3. Geschäftliche Angelegenheiten.

Gäste, durch Mitglieder eingeführt, sind herzlich willkommen.

Der Vorstand

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Philipp Melanchthons Leben aus den Quellen dargestellt von R. Schaefer. Mit Bildnis. 3,60 M., geb. 4,50 M.

Studien über Johannes Calvin. Die Urteile kath. u. prot. Historiker im 19. Jahrh. über den Reformator. Von D. Ad. Zahn. 1,60 M.

Hundert Jahre aus der Geschichte der Reformation in den Niederlanden. 1518—1619. Von Prof. C. P. Hofstede de Groot. Aus dem Holländischen von O. Greeven. Vorw. v. Prof. D. Nippold. 6 M., geb. 7 M.

E. M. Arndt. Sein Leben und Arbeiten für Deutschlands Freiheit, Ehre, Einheit und Größe dargestellt von Rudolf Thiele. 2,40 M., geb. 3 M.

Pestalozzistiftung — Leipzig

evangelische **Erziehungs-** und **Unterrichtsanstalt** für solche 10—16jährige Knaben aus gebildeten Ständen, **die einer besondern Leitung und Beaufsichtigung bedürfen.** — Durch ernste und konsequente Zucht, die getragen wird von väterlichem Wohlwollen und mütterlicher Sorge, erstreben die im Institute thätigen Erzieher die sittliche und geistige Hebung der demselben anvertrauten Zöglinge. Letztere werden an strenge Ordnung, Pünktlichkeit, Bescheidenheit und an **geregelte** und **anhaltende Thätigkeit** gewöhnt. Der Schulunterricht wird im Institutsgebäude von dem Direktor und fünf Lehrern erteilt. Das Schulziel entspricht dem der höhern Bürgerschule, eingeschlossen Unterricht in französischer und englischer Sprache. Die Schüler erhalten somit eine ausreichende, möglichst abgeschlossene Schulbildung, die sie für das praktische Leben tüchtig und geschickt macht, die dieselben befähigt, später auch die technisch schwierigeren Berufsarten auf gewerblichem Gebiete zu erwählen oder sich dem Bureau- oder Kontordienst (Verwaltungsbeamter, Kaufmann) zu widmen oder auch nach ihrer Entlassung aus der Anstalt noch eine Handels-, Gewerbe- oder Baugewerkenschule behufs spezieller Ausbildung zu besuchen. Solche Schüler, welche sich durch Fleiß und gute Leistungen hier auszeichnen, werden soweit vorbereitet, daß sie sich noch das Zeugnis für den einjährigen Militärdienst erwerben können. — Die Schularbeiten werden unter Aufsicht angefertigt, wie überhaupt die Ueberwachung der Knaben eine stete und sorgfältige ist. — Der Körperpflege wird, wie in jedem wohlgeordneten Haushalte, ebenfalls besondere Aufmerksamkeit gewidmet (kräftige Kost, Bäder, Exerzierübungen, Spaziergänge).

Gesuche um Aufnahme (Prospekte kostenfrei) an Direktor **Demuth.**

Der Vorstand: Prof. Dr. theol. Hofmann; Oberjustizrat Hertel; Fabrikbesitzer, Flinsch; Justizrat Berger; Rechtsanwalt Scheuffler; Archidiak. Lic. Dr. Suppe Dr. med. von Zimmermann.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Geschichtsphilosophische Gedanken
Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens
von
Carl Jentsch
In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pf.

Weder Kommunismus noch Kapitalismus
Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage
von
Carl Jentsch
In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pf.

Schlaraffia politica
Geschichte der Dichtungen vom besten Staate
Broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche
von
Paul Göhre
Broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Der Himmel auf Erden in den Jahren 1901 bis 1912
von
Emil Gregorovius
Broschirt 1 Mark, gebunden 1 Mark 50 Pf.

Wie kam es doch?
Ein von Eugen Richter vergessenes Kapitel
Aus glücklich bewahrten Briefen
Broschirt 1 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

2025-11-07

Box: IA41648021
Old Pallet: IA416480

Die christliche Welt : evangelisches Gemeindeblatt für die Gebildete aller Stände 1894-05-17: Iss 20

INTERNET ARCHIVE

0259-7713

ſtliche Welt

eindeblatt für Gebildete aller Stände

hter Jahrgang

ig, den 17. Mai 1894

ungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

er Naumann — Was heißt Christlich-Sozial? — Das Recht eines Partei oder nicht? (Schluß) — Jesus-Issa — Verschiedenes: Eine Verderne Schriftkenntnis — Anzeigen

ß wir

ſtlichen

Klang dieses Worts! Aus gläubigen [illegible] rohverlebter Kindheit, alles, was unser Gedächtnis an Stunden der Weihe und Erhebung in sich birgt, von dem ersten bewußten gläubigen Gebet bis zu den segensreichen Anfassungen der Konfirmation und darüber hinaus das ganze Gebiet geistlicher Erfahrung umspannend, es verbindet sich mit der Predigt der Schöpfung in Wald und Flur von Gottes unverbrüchlicher Treue und singt ein hohes Lied dem allerheilsamsten Tröster, dem Geist Gottes, der unserm Geist Zeugnis giebt, daß wir Gottes Kinder sind. Pfingsten ist das Fest der Erfüllung. Es bringt die in der Gottesthat von Weihnachten, Karfreitag, Ostern und Himmelfahrt verborgen liegenden Kräfte ans Licht, es bringt die Aussaat der Ewigkeit zur zeitlichen Reife, es führt die Wasser überweltlichen Lebens in das Strombett der Weltgeschichte ein und giebt dem Christentum damit das Gepräge der höchsten Wirksamkeit und reinsten Wirklichkeit. „Nicht träumen sollt ihr euer Leben, erleben sollt ihr, was ihr träumt.“ Pfingsten hat bewiesen, daß Jesu Leben, Leiden und Sterben mehr war als ein seliger Traum. Dieses Fest trägt die Gewähr des religiösen Lebens und seiner heiligsten Hoffnungen in sich, es bürgt uns auch für Recht und Wahrheit unsrer Sehnsucht nach Gewißheit des Heils. Wie aber geschieht das?

Der erste Eindruck der Pfingstgeschichte weist immer auf etwas Besondres, Ungewöhnliches hin, auf eine Kundgebung von überraschender und die Seelen der Jünger völlig überwältigender Kraft und Weihe, auf eine Veranstaltung, die sie nicht getroffen haben, so gewiß sich solche Veranstaltungen nicht willkürlich treffen lassen, auf eine Erfahrung, die trotz der Verheißungen des Herrn, er werde ihnen den Tröster senden und alle Tage bis an der Welt Ende bei ihnen sein, weit über ihr Erwarten, Bitten und Verstehen ging. Gott macht die großen Tage der Heilsgeschichte. Er macht sie als der Herr beider Welten, der sichtbaren und der unsichtbaren, des Reiches der Natur und des Reiches der Gnade, indem er die Fäden der äußern Dinge, des Weltlaufs und des Lebenslaufs von unten her zusammenflicht mit der Offenbarung seines gnädigen Liebeswillens von oben her aus der Tiefe seines Wesens und dadurch eine Himmelsleiter entstehen läßt, eine wahrhaftige Verbindung des Irdischen und Himmlischen, wie sie in Jesus Christus leibhaftig geworden ist und in Abbildern durch das Christenleben geht. Was wir mit solchem Zusammenflechten meinen, lehrt jeder Blick auf die Kirchengeschichte, auf das Leben frommer Gottesmänner und gläubiger Christenleute. Die Kinderstimme, die einst dem Augustin ihr unverhofftes: Nimm und lies! zurief, war sie nicht Trägerin des göttlichen Geistes? Als Luther in Worms sein herrliches Zeugnis von der Kraft eines guten Gewissens ablegte, waren da nicht alle die Führungen vorausgesetzt, die den Reformator ohne sein Zuthun zur Verantwortung vor Kaiser und Reich nötigten? Der Ort und die Zeit und die äußern Umstände sind unzertrennlich von Gottes Offenbarungen, sie machen ihr Besondres aus. Aus der Pfingstgeschichte wissen wir freilich nur, was die stammelnden Augen- und Ohrenzeugen nachträglich von einem gewaltigen Brausen und von flammenden Feuerzungen berichten. Aber die Zeichen, die Gott gegeben hat, sind ihnen Boten von oben gewesen und werden ihnen das ausgerichtet haben, wozu sie gesendet waren.

Gott sei gedankt, daß es auch heute noch ein Pfingsten giebt, ein Pfingsten geben kann für heilsbegierige Seelen, und daß Gott Ort und Zeit und Wege in seiner allmächtigen Hand hält. Wissen wir nicht alle davon zu erzählen, wie manches mal wir am Ende unsrer Weisheit gestanden haben und keinen Ausweg fanden? Es schien unmöglich, jemals aus dem Gestrüpp einer verworrenen Lebenslage wieder ans Licht zu gelangen; je mehr wir es auf eigne Hand versuchten, desto größer wurde die Ratlosigkeit. Aber über Nacht lösten sich alle Hemmnisse, wie die zusammengeballten Eisschollen sich unter der Macht einer mildern Strömung lösen, und am andern Morgen schritten wir vorwärts auf der geebneten Bahn. Das ist noch äußerlich geredet unter dem Gesichtspunkt des Vorteils und Nachteils. Laßt es uns aber tiefer fassen in der Anwendung auf unser Teuerstes und Bestes, auf die Gewißheit des Heils. Lasset uns lernen, daß Gott Gebete erhört, indem er die geängstete Seele emporreißt mit seinem starken Arme, mit einem einzigen Wink seiner Augen, und sie durch wunderbare Fügungen, durch Führungen, die er allein kennt und weiß, aus der Tiefe des Verderbens auf die Höhe der Berge erhebt, von den uns Hilfe kommt. Der gerade Weg zur Heilsgewißheit geht über die Führungen Gottes in unserm Leben, und der müßte blind und taub sein, dem müßte das Herz von Undank erstarrt sein, der leugnen wollte, solcher Führungen teilhaft geworden zu sein und an ihnen Wendepunkte zur Freiheit und Gewißheit der Kinder Gottes erlebt zu haben. Sein Geist giebt Zeugnis unserm Geist, im kleinen wie im großen, in gesunden und kranken Tagen, im Ueberfluß und im Mangel. Er beschämt uns durch Proben gnädiger Durchhilfe, er stählt uns im Schmelzofen der Trübsal, und es wird mancher unter uns sein, der erst in den kritischen Stunden seines Lebens, wo über das Schicksal vieler Jahre entschieden ward, zum Vollbesitz innerer Gewißheit gelangen konnte, die keine Reflexion noch Anstrengung des Willens ihm vorher zu gewähren vermochte. Wenn wir nur aufmerken wollen! Wenn wir nur der Zucht des Geistes nicht widerstreben! Wenn nur das Verlangen nach Heil nicht erstirbt! Nehmt alle eure Erfahrungen zusammen, alle Erweisungen des göttlichen Geistes, denen ihr in einem kurzen oder langen Leben begegnet seid, türmt sie auf einander

*) Vergl. Nr. 16, 17 und 18. Daß der obige, für unsre Pfingstnummer geschriebne Artikel erst nach dem Fest erscheint, weil die vorige Nummer ihren Inhalt ganz durch die Rücksicht auf den Kongreß empfing, wird seinem Verständnis hoffentlich nicht schaden; denn so flüchtig wird unsre Pfingststimmung doch nicht sein? D H

und erbaut eine Warte, von deren Zinne ihr ausschauen lernt nach neuer Offenbarung von oben. Er wird es thun, der fromme, treue Gott, er läßt nicht ohne Maß versucht werden.

Ein Zweites giebt uns das Pfingstfest zu bedenken, weil es neben der Ausgießung des heiligen Geistes das Fest der Gründung der christlichen Kirche ist. Nicht dem Einzelnen als solchen ward die Gabe des Geistes zu teil, sodaß er hätte hingehen können, um das Unaussprechliche für sich zu genießen, sondern der Gemeinschaft der Jünger. „Als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmütig bei einander." Diese Einheit bildete ebenso die Voraussetzung des Pfingstfestes wie seine gesegnete Folge. Sie war die Voraussetzung des Pfingstfestes darum, weil nur die gemeinsame Erinnerung aller, an denen die gewaltigen Erlebnisse in der persönlichen Nähe Jesu kund geworden waren, den Nährboden hergab für die Wirkungen des Geistes. Sie war die Folge des Pfingstfestes darum, weil dieses dem fernern Zusammensein und Zusammenbleiben das göttliche Siegel gab. Möchten uns Gottes gnadenreiche Führungen, so sehr sie zunächst dem Einzelnen gelten und sein persönliches Geheimnis ausmachen, in die Gemeinschaft leiten. In die Gemeinschaft einmal insofern, als sie mit den Himmelsgaben des Wortes Gottes und der Sakramente doch recht eigentlich den Nährboden auch unsers geistlichen Lebens bildet. Wir sagen das gegenüber dem Subjektivismus, der nur auf seine Erfahrungen pocht, die er ganz persönlich und unter außerordentlichen Umständen gemacht hat und darüber das Erbe der Taufgnade vergißt, ohne die er überhaupt gar nichts erfahren hätte. Es ist ein Stoff zu Lobgesängen, die bis in die Ewigkeit reichen werden, daß wir durch Gottes großes Erbarmen der Gemeinde Jesu Christi einverleibt sind von unsrer Jugend an. Alle christliche Heilsgewißheit hat hier ihren Ausgangspunkt und muß hierher zurückkehren. Nicht unsre Erfahrungen verbürgen uns die Gewißheit des Heils, sondern das Wort Gottes, in dem sie bewußt oder unbewußt wurzeln, zu dem sie mit wachsender Entschiedenheit hinführen. Aber auch insofern bedarf es der Gemeinschaft, als ohne ihre dauernde Zucht und Pflege selbst das blühendste Glaubensleben verdorren muß. Der Ruf unsrer Zeit nach lebendigen Gemeinden, in denen die Bildung des innern Menschen nicht dem Zufall, sondern der Ordnung der Liebe übergeben ist, liegt genau in der Richtung unsers Themas von der Gewißheit des Heils. Und wenn in diesen Tagen der Evangelisch-soziale Kongreß zusammentritt, so ruht auch im Hintergrund der wirtschaftlichen Fragen, die ihn beschäftigen, die Haupt- und Kardinalfrage: Wie machen wir es, wie macht es die Christenheit, um ihren abgesprengten, verbitterten, verstörten Gliedern zu dem Zeugnis des göttlichen Geistes zurückzuhelfen, daß wir Gottes Kinder sind? Sch

---

Für und wider Naumann

Was heißt Christlich-Sozial? Gesammelte Aufsätze von Fr. Naumann, Pfarrer in Frankfurt a. M. Leipzig, Deichert Nachf., 1894. 100 S. 2 Mk.*)

Nach einem Buch, dessen Titel den Namen Fr. Naumanns als Verfasser trägt, werden vieler Hände greifen. Ihm Leser zu gewinnen, kann nicht der Zweck einer Anzeige sein. Naumann selbst sorgt dafür. So packend, so ursprünglich, so schlagend führt selten einer die Feder, und selten pocht jemandem so warm das Herz, und blickt jemandem so hell das Auge. Dessen freue ich mich immer, wenn ich auch nur eine Zeile aus Naumanns Feder lese. Doch wozu das! Die Leser der Christlichen Welt kennen es ja aus eigner Erfahrung. So haben wir auch nicht nötig, Naumanns Gedankengänge vor unsern Lesern erst besonders zu entwickeln. Wie ein von seiner Sache tief durchdrungner, an seine Sache glaubender Geist spielt er immer dieselbe Melodie in neuen Variationen, immer frisch,

*) Mehrere der hier gesammelten Aufsätze haben in der Christlichen Welt gestanden. Auf die Initiative des Verlegers, dem der Verfasser zu spät widersprochen hat, fehlt in dem Buche jeder Hinweis darauf. Wir protestiren gegen diese unrechtmäßige Art des Wiederabdrucks, die neuerdings auffallend überhandnimmt. D H

darum immer neu. Wir können uns also sofort an die Kritik machen. Und wir entschließen uns um so leichter dazu, als Naumann selbst im Vorwort gesteht, „nicht fertig" zu sein, und den Leser bittet, das „Werdende und Wallende" ihm nachzuempfinden und „an dem innern Prozeß teilzunehmen, der in einem Kopfe entsteht, in dem sich Arbeiterfrage und Evangelium zu verschmelzen suchen."

Was heißt christlich-sozial? Das ist die Frage, um die sich Naumanns Gedankenarbeit bemüht, in der er nach seiner Erkenntnis andern weiterhelfen will. Oder, wie er es soeben ausgedrückt hat, er versucht die Arbeiterfrage und das Evangelium zu verschmelzen. Derselbe Gedanke kehrt im Vorwort noch einmal in andrer Form wieder:

> Daran, daß der Versuch, Christentum und Sozialismus zu verbinden, gelingt, hängt die Zukunft unsers Volkes. Die neue Weltanschauung, deren Morgenrot uns getroffen hat, muß religiöse und wirtschaftliche Momente haben, und beide Momente müssen unter sich in Beziehung stehen. (S. 6)

Naumann setzt mit diesem Gedanken, besser: dieser Aufgabe, zweierlei voraus: einmal, daß thatsächlich Christentum oder Evangelium und Sozialismus oder Arbeiterfrage zwei selbständige Größen sind, die getrennt von einander bestehen können und heute wirklich im wesentlichen von einander getrennt bestehen; zum andern, daß zwischen beiden Größen irgend ein gemeinsamer Punkt bestehen muß, eine Verwandtschaft, die ihre Verbindung ermöglicht, ihre Verschmelzung fordert. Der Sozialismus tritt uns geschichtlich in der Sozialdemokratie entgegen. An ihre Ausrottung ist nicht zu denken. Sie ist mit unverlöschbaren Zügen in die Seele unsers Volkes geschrieben — vorläufig. Es muß sich also irgendwo in ihr ein Punkt finden, wo sie bei aller wesentlichen Verschiedenheit vom Christentum mit diesem zusammenklingt. Dieser Punkt muß der Ausgangspunkt der christlich-sozialen Arbeit sein. Welches ist dieser Punkt?

1. Der Ausgangspunkt und das Ziel

So unausrottbar für menschliche Kunstgriffe die Sozialdemokratie ist, so sicher wird sie sich, das ist Naumanns Ueberzeugung, überleben, sie wird an ihrer Gottlosigkeit und ihrem fadenscheinigen Dogmatismus sterben. Aber sie wird uns eine Frage zurücklassen: Was thut die Gesellschaft für die unterste Schicht des Volkes? Das ist das Erbe, das der christliche Sozialismus antreten muß.

> Was wir von der Sozialdemokratie übernehmen müssen, ist der Gesichtspunkt: „von unten her." Wir bearbeiten die soziale Frage vom Standpunkt der Bedrängten, für die Bedrängten und mit den Bedrängten. Nur so sind wir ehrlich „christlich-sozial." (S. 6, vgl. S. 17)

Damit ist nun der Punkt gefunden, in dem der Sozialismus mit dem Christentum zusammentrifft. Wer ein Christlich-Sozialer werden will, der soll „Marx und Christus" studiren — Marx, um „mit den Bedrängten," Christus, um „für die Bedrängten" die soziale Frage anzufassen (S. 17). Nur wer weiß, wie es einem „Arbeiter" ums Herz ist, wird an der sozialen Frage mitarbeiten können, das lernt einer aber am besten durch Marx. Und Christus! Ja Christus! Wenn er diesen Namen nennt, wird Naumanns Feder voll und fließt in weichen, großen Zügen. Freilich ist Naumann vielzusehr moderner Theolog, um unter diesem Christus ein blasses dogmatisches Gedankenbild zu verstehen; Leben, Leben ist ihm Christus: „das Leben Jesu wird eigentlicher Glaubensgegenstand sein. In dieses Leben wollen wir uns hineinleben, als wären wir seine Zeitgenossen" (S. 7). Und nun entwirft Naumann, nicht einmal, nein immer und immer wieder ein Bild von diesem „Leben Jesu."

> Wie war wohl die Denkweise eines Mannes, der das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus schaffen konnte? Wer erfand das Wort „Mammon"? Man weiß, wie Jesus über Reiche und Reichtum dachte. Man erinnert sich, wie er ihnen zuruft: „Wehe euch Reichen, denn ihr habt euern Trost dahin! Wehe euch, die ihr hier lachet, denn ihr werdet weinen und heulen!" Wie hat Jesus mit den Pharisäern und Schriftgelehrten abgerechnet! „Ihr Heuchler, die ihr der Witwen Häuser fresset und wendet lange Gebete vor!" Ist es nicht, als sei unsre Zeit reif, diesen wirklichen Jesus wieder zu verstehen, nachdem ihn lange Zeiten gar nicht verstehen konnten? Und sind wir nicht imstande, uns gerade als heutige Menschen von einem Leben ergreifen zu lassen, das sich im Dienste der Blinden, Mondsüchtigen,

Aussätzigen, der Mühseligen, Beladnen und Bettler verzehrte? Jesus ist die leibhaftige Hilfe. Sein Geist ist ein Strom hilfreichen Wollens. Er erscheint als Licht für das arme Volk, das im Dunkeln sitzt. Wo er seine Hand hinstreckt, da gesundet das Menschenleben. Seelen und Leiber finden zugleich Heil an der göttlichen Quelle. (S. 8)

Jesus stellt sich seinen ärmsten Brüdern gleich. Er kennt beim Gericht über die Völker der Welt nur die eine Frage: Habt ihr die Hungrigen gespeist, die Durstigen getränkt, die Nackenden gekleidet, die Heimatlosen beherbergt, die Kranken gepflegt, die Gefangnen besucht? Wer das nicht gethan hat, der hat ihm nicht gedient und gehört in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln! Damit ist der Standpunkt christlicher Volksarbeit gegeben. Wir müssen alles unter dem Gesichtswinkel der Hungrigen betrachten lernen. (S. 9)

Also da liegt der Punkt, wo Sozialdemokratie und Christentum, Marx und Christus zusammenstimmen. Das muß der Ausgangspunkt aller christlich-sozialen Arbeit sein; ja das muß der wichtigste Punkt unsers Glaubenslebens werden:

Es darf uns nicht mehr nur eine Nebensache neben dem eigentlichen Glauben sein, wie die Erde von Leid entlastet werde, sondern unser Glaube muß es als Glaubensgegenstand mit aller Innigkeit erfassen, daß wir Gott dienen, indem wir die Welt erneuern. Wir glauben, daß dies das Ziel der Wege Gottes auf Erden ist. Hier gilt es, einen Berg Not nach dem andern abzutragen .... Woher wissen wir, daß die Beseitigung von Weltleid Gottes Wille ist? Wir wissen es durch die Person Jesu Christi. (S. 46)

Und nun folgt wieder eine lebendige Schilderung der heilenden, helfenden Thätigkeit Jesu und seiner sozialen Stellung unter den Menschen.

Wir halten inne. Wir erinnern uns der Mahnung Naumanns: „In das Leben Jesu wollen wir uns hineinleben, als wären wir seine Zeitgenossen" (S. 7), und der andern: „Wir sollen die Evangelien lesen lernen" (S. 46). Wir blicken in dieses Leben, wie es die Evangelien bieten — wie? Hat Naumann richtig gesehen, richtig gelesen? Hat unser Herr wirklich alles nur „von unten her" angesehn? Wenn wirklich die Ueberwindung äußerer Not das Ziel Jesu gewesen ist, wie erklärt sich Naumann die auffallenden Thatsachen, daß Jesus das kananäische Weib nicht sofort erhört, daß er aus Nazareth geht, ohne dort geholfen zu haben, weil er nicht helfen konnte, „außer einigen Siechen legte er die Hände auf" (Mark. 6, 5), daß er niemandem half ohne besondre Bitte, daß er gesagt hat: Es ist besser lahm oder ein Krüppel oder einäugig zum Leben einzugehen, als gesund ins höllische Feuer geworfen zu werden (Matth. 18, 8 f.)? Ich habe einmal ein Bild von Heinrich Hofmann gesehen; es stellte die Kreuzigung dar, und unter dem Kreuz lagen etliche Lahme und Krüppel, und einer unter ihnen hob drohend und zürnend gegen den Gekreuzigten die Krücke empor. Hat Hofmann damit nicht eine feine, oft übersehene Wahrheit ausgesprochen? Nicht eine Partei, das Volk, das ganze Volk, die Armen und die Reichen, die Gesunden und die Kranken nageln ihn ans Holz, weil er gerade „die Welt nicht erneuert," weil er Berge von Not nicht abgetragen hatte. Wenn Naumann zuversichtlich fragt, ob denn etwa der Herr Jesus nach oben und unten zugleich gut Freund gewesen sei? (S. 14), natürlich mit der stillen Antwort: er war nur gut Freund nach „unten," so frage ich dagegen: wie reimt es sich damit, daß Jesus doch der Gast reicher Leute gewesen ist, nicht einmal, sondern oft, sodaß er sich hat „Fresser und Weinsäufer" nennen lassen müssen? Weiß Naumann nicht, daß die Zöllner sehr oft reiche Leute waren, die gerade der niedre Mann verachtete, haßte, weil gerade er durch sie gedrückt, übervorteilt zu werden pflegte? Ausdrücklich sagt Lukas (19, 2) von Zacchäus, daß er reich war. Warum übersieht Naumann diese Thatsachen so gänzlich? Wenn er ferner mit ebenso großer Zuversicht sagt: „Man weiß, wie Jesus über Reiche und Reichtum dachte," so frage ich: weiß Naumann das wirklich so ganz genau? Ich habe unlängst einer eingehenden theologischen Erörterung gerade über diese Frage beigewohnt, und die Ueberzeugung, wie schwer es ist, in dieser Frage eine runde, unparteiische Antwort zu finden, die allem uns gebotenen Material gerecht wird, hat sich mir dadurch nur verschärft. Wenn Naumann ferner so häufig die Stelle zitirt: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt," und unter den Armen immer die ökonomisch Armen, im stillen unsre Fabrikarbeiter versteht, so versteht er darunter etwas ganz andres, als die Zeitgenossen Jesu. Schon dem Alten Testament

sind die „Armen" die demütigen, stillen, fürs Ewige empfänglichen Seelen; Matthäus (5, 3) korrigirt nicht, sondern interpretirt ganz richtig Lukas (6, 20), wenn er den Herrn die Armen am Geist selig preisen läßt.

Doch genug! Das Gesagte genügt zur Begründung unsrer Ueberzeugung, daß Naumann so vom „sozialen" Gedanken beherrscht ist, daß er nur das Soziale sieht und alles „sozial" sieht und so zu einem Christusbilde kommt, das wir als ungeschichtlich ablehnen müssen. Wir fassen unsre Einwendung in die zwei Behauptungen zusammen: 1. Jesus war gewiß der Freund aller Armen, Bedrängten, aber er war kein Parteimann. 2. Jesus hat gewiß geholfen mit dem mächtigsten Erbarmen, aber die Ueberwindung äußerlicher Not war nicht das letzte Ziel seines Lebens.

Die letzte Aufgabe Jesu war keine andre als diese, Sünder zur Buße zu rufen. Diesem Ziele diente sein sozialer Verkehr, diente seine leibliche Hilfe. Wo er immer Arme fand, die sich von ihm reich machen ließen, da schloß er seine Schätze auf, mochten diese Armen reich oder arm an äußern Gütern sein. Freilich machte Jesus die Erfahrung, daß bei den Reichen und den „Gebildeten" die Ohren meist verschlossen waren. Das lag allerdings an Reichtum und Bildung. Mit ihrer versucherischen Kraft umschlingen diese Mächte nur zu leicht eine Menschenseele, daher warnt unser Herr vor dem Reichtum, daher seine scharfen Worte wider die Schriftgelehrten. Andrerseits fand er bei den Armen, sozial Gedrückten Verständnis, Hunger nach Erlösung — und er wandte sich ihnen zu, ohne alle Rücksicht auf die harten Anstandsregeln der damaligen guten Gesellschaft. Die Beurteilung der Menschen und der Verhältnisse vollzieht der Herr also nicht prinzipiell, von vornherein „von unten her," sondern er stellt alles unter die höchste Beurteilung, unter die Frage nach dem Seelenheil, nach dem Glauben an seine Person.

Von diesem Gesichtspunkte läßt sich der Herr auch leiten bei seiner äußern Hilfe. Er hilft überall, ohne Ansehen der Person, wo Zuversicht zu ihm vorhanden ist; wo diese fehlt, erlahmt seine Hand. Er dient einzig dem Zweck des Reiches Gottes, und auch seine brennenden Barmherzigkeitsempfindungen überwindet er, um sie in diesen Dienst zu stellen.

Mit alledem sage ich nichts Neues. Aber es gilt, dies Alte festzuhalten und nachdrücklich zu betonen gegenüber einer einseitigen Betonung rein irdischer Zwecke Jesu.

Doch thun wir Naumann nicht unrecht? Sind bei ihm die Worte „Weltleid und Weltsünde" dann nicht geradezu zur Formel geworden, so oft redet er von ihnen? Seite 66 sagt er:

Das Christlich-Soziale ist uns Glaubenssache. So gut ein andrer um seines Glaubens willen Heidenmission treiben muß, weil ihm der innere Drang nicht Ruhe läßt, weil er fühlt, daß Gott ihm die Seelen der Heiden auf sein Herz gelegt hat, ebenso beschäftigt uns der geistige Zustand der Menge unsrer deutschen Brüder. Wir sehen sie in Not und Unglauben, und beides zusammen, die Not und der Unglaube läßt uns keine Ruhe. Wir begreifen nicht, wie Christen an diesen beiden Sachen, an der Not und dem Unglauben, vorübergehen können, als hätten sie keine Augen.

Dennoch schlägt der sittlich-religiöse Gesichtspunkt bei Naumann nicht durch. Er kommt nicht auf gegenüber der äußern Not, die Naumann sieht. In dem zuerst in der Zukunft veröffentlichten Aufsatz „Christlich-Sozial" ist von der sittlichen Hilfe, die Christus bringt, so gut wie gar nicht die Rede. Schildert Naumann Jesu Wirksamkeit, so trägt er mit lebendigen, scharfen Farben das Bild des sozialen Reformators aufs Papier; und er betont, daß dies eben das Neue sei, das er entdeckt habe; die Vergangenheit habe diese Züge an Jesus gar nicht bemerkt.

Greifen wir also auf das von uns Gesagte zurück! Fragen wir uns, zunächst in Bezug auf den Kampf wider die Not der Welt, von welcher Bedeutung das von uns geschilderte Wirken Christi für unser Wirken ist, so folgt, daß hier die Nachfolge des Herrn so einfach nicht ist, wie Naumann sie hinstellt. Ja, wäre wirklich die Abhilfe äußerer Notstände das unverkennbar letzte Ziel des Erdenwirkens Christi gewesen, so stünde die Sache allerdings einfach: Jesus hats gethan, so laßt es uns auch thun! Aber Jesus hat, weil er mit seiner Hilfeleistung ein besondres Ziel verfolgte, diese auch an eine bestimmte Be-

dingung geknüpft, den Glauben an ihn. Damit wollte er den Geheilten innerlich weiter führen zu reiferer Erkenntnis und ihn so geschickt machen fürs Reich Gottes. Wir stehen den Elenden anders gegenüber. Den Anspruch, den Jesus in seiner Würde erheben konnte und mußte, können und dürfen wir nicht erheben. Wir müssen bedingungslos helfen (auch Jesus kennt bedingungslose Hilfe, wie das Gleichnis vom barmherzigen Samariter zeigt), und zwar deshalb, weil wir die handgreifliche Erfahrung machen, daß Not fast überall ebenso die Tochter wie die Mutter der Sünde ist, zumal Notstände, die deutlich als Folge fremder Sünde empfunden werden. Hier liegt die Gefahr, die Seele zu verderben, mit doppelter Stärke im Hinterhalt. Dies aber, so sind wir überzeugt, ist ganz besonders der Fall bei den sogenannten sozialen Schäden, unter denen eine ganze Klasse leidet. Hier wird Abhilfe doppelte Christenpflicht. Das also ist unser Ausgangspunkt aller sozialen Arbeit: Not schafft Sünde, Not erschwert den Weg zum Reiche Gottes, deshalb laßt uns helfen! Naumann ist dieser Gedankengang nicht fremd. Unsre Leser finden in dem Artikel „Christlich-sozialer Geist," der den vorigen Evangelisch-sozialen Kongreß begrüßte, folgende Worte:

> Wir reden von Weltleid und Weltsünde als zwei zusammengehörigen Größen, die wir zwar logisch auseinanderhalten, aber im wirklichen Leben nicht trennen können. Wir sind der Ueberzeugung, daß Sünde Not und Not Sünde bringen kann und im allgemeinen bringt. Man denke nur an Wohnungsnot, Unzucht, Trunk, Krankheit, Verarmung in ihren vielfachen Zusammenhängen. (S. 49)

Aber dieser Gedanke steht bei Naumann abseits, nicht im Mittelpunkt, darin stärkt er nicht seinen Enthusiasmus, das ist nicht sein Ausgangspunkt. Ihm genügt der Jesus Christus, den er für den geschichtlichen hält. Indem wir aber Ernst machen mit dem höchsten Ziel aller sozialen Arbeit: Dein Reich komme! gewinnen wir einen zweiten Ausgangspunkt für unsre Arbeit, und der ist in dem Satze enthalten: Reichtum bringt Sünde, sehr oft Sünde; darum um der armen Reichen willen laßt uns auf eine Ordnung der Gesellschaft denken, in der der Fluch des Reichtums nicht Ewigkeitsmenschen in den Kot der Sünde zieht! Wie wir als Christen einen Kampf gegen die Armut führen müssen, so ebenfalls einen Kampf gegen den entnervenden Massenbesitz. Es ist erschreckend, zu sehen, welche Entsittlichung so leicht Söhne reicher Väter erfaßt. Hier muß uns das Herz nicht weniger brechen als im Anblick der Not der Aermsten. So fasse ich die soziale Aufgabe viel weiter als Naumann.

Man wende nicht ein, im Grunde sei es doch gleichgiltig, von wo man ausgehe; in der unbedingten Bekämpfung der Not stünden wir doch Schulter an Schulter mit Naumann. Aber wir halten es nicht allein für verhängnisvoll, wenn der Welt ein Christusbild gezeigt wird, das wir für einseitig erklären müssen, und bei dem gerade die wichtigste Seite in den Schatten gerückt wird; wir sind auch der Ueberzeugung, daß die Verschiedenheit des Ausgangspunktes unsrer sozialen Arbeit uns auch auf einen verschiednen Weg drängt. Darüber noch ein kurzes Wort.

2. Der Weg zum Ziel

Naumann will „vom Standpunkt der Bedrängten für die Bedrängten und mit den Bedrängten" die soziale Frage bearbeiten. Die Gruppe, auf die sich Naumann also stützen will, sind die Bedrängten; er will ganz heruntertreten zu ihnen, ihr Führer werden und mit dieser Truppe in ernster Arbeit, nicht im tollen Sturm Bresche schlagen in den morschen Bau unsrer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung. Diese Arbeit soll nicht wie die Arbeit der Sozialdemokratie in blasser Theorie verlaufen, die mit etlichen Formeln das bunte Leben zu umspannen meint, sondern in Vertiefung in die einzelnen Verhältnisse, Fragen und Nöte des Arbeiterlebens, des sozialen Lebens überhaupt. Die Stätte dieser Arbeit sieht Naumann in den Evangelischen Arbeitervereinen, in die er sich sehnt, die Massen einstiger Sozialdemokraten einziehen zu sehen.

Wir sind weit entfernt, diese praktische Arbeit mit und unter den Geringen zu unterschätzen. Wir hoffen viel von ihr. Aber daß dies die ganze soziale Arbeit sein soll, daß sie sich darin erschöpfen soll, das beanstanden wir. Daß es eine soziale Arbeit unter den Reichen giebt, ja daß schließlich jene sozialen

Bestrebungen der „Bedrängten" in leidigen, fruchtlosen, verbitternden Kämpfen enden müssen, wenn wir nicht mit den Besitzenden soziale Arbeit thun, das übersieht Naumann. Er wird unsern Optimismus belächeln, denn so versichert er: „wir denken nicht daran, die Menge der behaglichen Existenzen für unsre Arbeit lebhaft begeistern zu können, aber," so fährt er fort, „wir wollen alle diejenigen sammeln, die von ihrem Gewissen oder von ihrer wirtschaftlichen Einsicht aus dem selbstsüchtigen Bau der alten Gesellschaft herausgetrieben werden" (S. 28) — d. h. also: allen, die in ihrem Besitze bleiben, kehrt Naumann sofort den Rücken. Damit fällt er über alle Besitzenden ein vernichtendes Urteil, das ungerecht ist. Ich kenne Reiche, die eher heute als morgen die Neuordnung der gesellschaftlichen Zustände begrüßen würden, durch die sie in schlichtere Verhältnisse zurücktreten könnten. Es ist tausendmal zwecklos und ändert an den Dingen gar nichts, einen tollen Sprung in die Tiefe zu wagen; es müßte denn Naumann sogar die These verfechten wollen: reich sein ist überhaupt Sünde.

Zu dieser gänzlichen Abkehr von den Besitzenden giebt Naumann wiederum seine irrige Auffassung der Haltung Jesu den Mut. Er meint, Jesus habe a priori den Armen allein sich zugewendet und für die Reichen nur Worte des Gerichts gehabt — das ist ein Grundirrtum, der zu Ungerechtigkeit und darum zu Verbitterung führt. Kingsley war bei aller seiner unerschrocknen Arbeiterfreundlichkeit, ja gerade ihretwegen ein unermüdlicher Anwalt der Bedrängten vor dem Forum der Reichen. Warum schrieb er seinen Alton Locke? Hier die Gewissen lebendig und dann die Gedanken zu praktischer, organisirter Hilfe geschäftig zu machen, dafür war er ebenso thätig, wie seine Schützlinge zu heben, zu trösten, zu führen. Unsre christlich-soziale Bewegung ist aus dem Gleise christlicher Bahnen heraus in dem Augenblick, wo der Parteigeist uns packt und das finstre Mißtrauen gegen eine Gruppe von Menschen unsre Gedanken überschattet. Wir können nicht Liebe ernten, wenn wir nicht hoffende Liebe aussäen.

So steht auch hier ein viel breiterer Weg sozialer Arbeit vor meinem Auge, als wie ihn Naumann einschlagen will. Er wird mich unerfahren und unpraktisch nennen. Diesen Vorwurf wird er selbst tragen müssen um seines guten Zutrauens willen, das er zu unserm „Volke" hat, und das ich mit ihm vollkommen teile. Aber mein Zutrauen gleicht nicht einer Wage, deren eine Schale sich nur senkt, wenn sich die andre hebt. Er wird mich unter die rechnen, die „oben und unten zugleich gut Freund" sein wollen. Aber meine Position ist fest, um so fester, je mehr sie Einseitigkeit vermeiden möchte. Drews

---

Was heißt Christlich-Sozial?

Gesammelte Aufsätze von Fr. Naumann*)

Der auf Wunsch des Herrn Herausgebers hier unternommne Versuch, den ökonomischen Gehalt von Naumanns Schrift in wenigen Zeilen herauszuschälen, stößt auf besondre Schwierigkeiten. Sie enthält nichts weniger als ein positives, geschlossenes Programm oder praktische Folgerungen aus einem solchen, vielmehr sind die darin enthaltnen wirtschaftspolitischen Aphorismen ganz überwiegend Ausfluß energischer Sympathien und Antipathien ihres Verfassers und tragen das Widerspruchsvolle an sich, das mit diesem höchst persönlichen und irrationalen Ursprung von selbst gegeben ist. Eine wirkliche Analyse müßte ihre Wurzeln bis in seine bedeutende und eigenartige Persönlichkeit zurückverfolgen, und zu einem solchen Beginnen bin ich, vor allem andern, nach meinem Empfinden, zu jung. Wenn ich trotzdem eine kurze Skizze von Naumanns sozialpolitischer Position versuche,**) so muß ich überwiegend wiederholen, was ich bei andern Gelegenheiten darüber schon gesagt habe.

*) Auf die Besprechung der Schrift durch einen Theologen folgt hier eine zweite von nationalökonomischer Seite. Beide waren für die Kongreßnummer erbeten, mußten aber um ihres Umfangs willen und weil es nicht angezeigt schien, jene Nummer ganz dem Einen zu widmen, zurückstehen. D H

**) Eine dankbare Aufgabe wäre der Vergleich mit dem christlichen Sozialismus Englands. Davon ein andermal.

Was zunächst in die Augen fällt, ist der bewußt radikale, richtiger: modern-proletarische Zug seiner Auffassungsweise. Die Anlehnung an die „bürgerliche" nationalökonomische Wissenschaft weist er aus dem Erfahrungsgrunde von sich, weil sie es erschwere, die Welt „im Sinne der armen Brüder" zu betrachten (S. 17); die geeignete Vorbildung für einen Christlich-Sozialen sei vielmehr — wie er es in der ihm eignen scharf pointirten Weise ausdrückt — das Parallelstudium von „Marx und Christus." Das sei für einen Christlich-Sozialen, der nicht „Professor" werden wolle und deshalb nicht über alle Einzelheiten im Reinen sein müsse, genug, — an der akademischen, zumal der historisch beschreibenden Nationalökonomie, die nach seiner Ansicht den Thatendrang gefährdet, hat er keine Freude (S. 42) — eine kleine Enttäuschung für uns nach den Herbstkursen —: er verlangt aber doch (S. 18), daß man die Sozialdemokratie „mit Glauben und historischer Bildung" studire. Woher diese letztere nehmen? Marx besaß sie in seiner Art in eminentem Maße, aber weder von ihm noch vom Neuen Testament wird man behaupten, daß historische Bildung durch sie vermittelt werde.

Der Sinn dieser widerspruchsvollen Bemerkungen Naumanns ist in der, ich möchte sagen „weltfreudigen" Tendenz seiner Anschauungsweise zu suchen. Der Kampf gegen die Weltfremdheit — pastorale wie akademische — mit ihren „aus der Vergangenheit hergeholten" Idealen scheint ihm die dringendste Aufgabe. Und hier liegt ein wesentlicher Kraftquell seiner sozialpolitischen Empfindung, sympathisch und, in seiner Uebertreibung, bedenklich zugleich. Es ist die rückhaltlose Anerkennung des technischen Fortschritts mit allen seinen Konsequenzen, einschließlich der modernen Arbeitsverfassung, als providentiellen Mittels zur Emanzipation der Menschheit: „Gott will die Maschine" (S. 35). Deshalb wird — im Gegensatz gegen die ältere christlich-soziale Richtung — entschlossen gebrochen mit der sentimentalen Fiktion der Interessenharmonie herrschender und beherrschter Klassen (der „allgemeinen Harmoniesuppe" — S. 27) und, um es deutlich zu sagen, der Klassenkampf legalisirt. Das ist gegenüber manchen Illusionen kirchlicher Sozialpolitiker ein Fortschritt zum Realismus.

Es bedeutet aber namentlich — und darin stimmt Naumann mit Schall überein — die Loslösung vom konservativen Parteiprogramm. In Naumanns Augen ist das letztere (S. 16) ein „Programm für Herren," er lehnt auch — und dies zum Teil im Widerspruch mit Schall — diejenigen Seiten desselben ab, die, wenigstens vorgeblich, die Stärkung der Stellung der Kirche bezwecken, da „nicht Kirchlichkeit, sondern Brüderlichkeit" das Ziel sein müsse. Das Arbeitsgebiet sei die „unterste Schicht" des Volkes, „mehr der Geselle als der Meister, mehr der Dienstbote als die Herrschaft, mehr der ungelernte Tagearbeiter als gelernte Arbeiter" (S. 50). Scheinbar etwas unvermittelt neben diesem Programm, gerade die tiefststehende Kategorie der Arbeiter zu emanzipiren, steht die Ansicht, daß zur christlich-sozialen Bearbeitung am geeignetsten seien, neben den Hausindustriellen: Portiers, Auslaufer, Diener, Kutscher, kleine Beamte und derartige den „Rand" des Proletariats repräsentirende Gruppen. Der innere Grund ist aber, daß diese unter sich ungleichartigen Kategorien ein Moment gemeinsam haben: die Schwierigkeit einer gewerkschaftlichen, überhaupt einer spontanen Organisation in freien Vereinen, und der Gedanke nahe liegt, hier mit einer zunächst mehr patriarchalischen Organisation vorbereitend zu arbeiten. Der Gedanke ist fraglos richtig, und ich kann nur bedauern, daß Naumann, wie er (S. 24) besonders hervorhebt, der Ansicht ist, bei den Landarbeitern des Ostens sei für ein gleichartiges Vorgehen die Zeit noch nicht gekommen, aus dem meines Erachtens doch wenig zutreffenden Grunde, daß der Tagelöhner, wenn er aus seiner Stumpfheit erwache, zunächst „schimpfen" wolle. Ich sehe nicht ein, weshalb man dieses vermeintliche Bedürfnis sich zunächst austoben und dann mit Einwirkungsversuchen nachhinken sollte. Entweder steckt hier noch ein Rest konservativer Parteitradition, oder die taktische Rücksicht, nicht zu allen andern Gegnern noch in Gestalt der wirtschaftlich übermächtigen östlichen Großgrundbesitzer vorzeitig sich einen weitern Gegner auf den Hals zu ziehen, oder endlich, Naumann hält, mit unter dem Eindrucke der ziemlich ergebnislosen Berliner Besprechung über den Gegenstand, das Material, das zur organisatorischen Arbeit zur Verfügung stünde, noch nicht für reif und zufolge der Patronats- und sonstigen sozialen Verhältnisse auf dem Lande auch nicht für äußerlich genügend selbständig gestellt. Es spielt wohl noch ein andres Moment mehr unbewußt mit, von dem weiter unten zu reden sein wird.

Nicht in vollem Maße tritt aber überhaupt in der hier erörterten Schrift Naumanns seine Stellung zur Organisationsfrage der Arbeiter zu Tage. Vielleicht sind auch seine Ansichten über die weitere Zukunft in dieser Beziehung (christlich-soziale Fachvereine?) noch nicht geklärt, da speziell die Bewegung der Evangelischen Arbeitervereine vorerst noch zu sehr in den Anfängen steht, als daß wir das Weitere nicht zunächst der Zukunft überlassen müßten. Die Zukunft wird dann auch über die Stellung entscheiden, die evangelische Geistliche innerhalb oder zu dieser Bewegnng von ihrem Standpunkte aus einnehmen können. Es wird dann zu bedenken sein, daß ein Unterschied ist zwischen dem Organisator einer Klassenbewegung, wie es Naumann in seiner Art ist, und einem Interessenvertreter, der sich in den Dienst der Klasse stellt. Es wird die Gefahr sein, der Jüngere, die es ihm nachthun wollen, verfallen, daß sie nicht jenes, sondern dieses werden. Darüber aber jetzt schon zu diskutiren, hätte keinen Zweck, und ich kann es jedenfalls nur erfreulich finden, wenn Naumann die anachronistische Vorstellung, als ob ein Geistlicher zwar in konservativen Handwerkervereinen gegen die Börse wettern dürfe, dem Versuch einer Organisation des Proletariats aber seine Teilnahme versagen müsse, zweifellos nie gekommen ist. Die stillschweigende Voraussetzung der christlich-sozialen Bewegung älterer Observanz, daß „Thron und Altar" auf der Schulter des Großgrundbesitzes und des Handwerks am sichersten ruhen, ist für ihn ein überwundner Standpunkt.

Nur dem Zwecke, eine Grundlage für die Arbeiterorganisation zu gewinnen, dienen nun auch — und das ist zu ihrer Würdigung zu berücksichtigen — die im engern Sinn „nationalökonomischen" Spekulationen Naumanns, deren Entwicklung er zu diesem Behuf für unentbehrlich hält. Er hat darin wahrscheinlich psychologisch recht, und es ist ein Charakteristikum für den deutschen Charakter der Evangelischen Arbeitervereine, daß sie mit der Wahrnehmung naheliegender Klassen- und Berufsinteressen sich nicht begnügen, sondern einer spekulativen Grundlage, einer eignen ökonomischen Theorie, bedürfen. Naumann speziell glaubt charakteristischerweise, daß hier, also auf dem Gebiete der Theorie, nicht der Praxis, die Scheidewand gegen die Sozialdemokratie gezogen werden müsse, solle anders das Bestehen einer solchen überhaupt gesichert sein. Er glaubt sie nun in der verschiednen Stellung zur „Kapitalkonzentration" gefunden zu haben. Die Sozialdemokratie bedeute den Klassenkampf gegen das Unternehmertum, lasse dagegen fatalistisch*) die „Kapitalkonzentration" sich fortsetzen, hoffend, dereinst die Expropriateure expropriiren zu können. Die Bewegung der Evangelischen Arbeitervereine solle dagegen gerade den Kampf gegen die „Kapitalkonzentration" in den Vordergrund rücken, während die „Betriebskonzentration" als Hebel technischen Fortschritts anerkannt werde. Wie die Gegenüberstellung von „Krupp" und „Stumm" (Beispiele der Betriebskonzentration) einerseits und „Rothschild" andrerseits illustriren soll, glaubt Naumann unter „Kapitalkonzentration," kurz gesagt, die Anhäufung arbeitsloser Renten irgendwelcher Art, die Anhäufung überhaupt von Kapital, ohne daß der Zweck einer volkswirtschaftlich rationellern Betriebsorganisation dazu einen zulänglichen Grund bietet, zu verstehen. Aber ich fürchte, er identifizirt dennoch „Betriebskonzentration" überhaupt mit „industriellem Großbetrieb" und erkennt z. B. nicht, daß ganz die gleiche Bedeutung für die organisatorische Funktion des Handels in der Volkswirtschaft die Konzentration z. B. der großen Bankkapitalien hat. Es gehört zu den ältesten Gepflogenheiten der theologischen Nationalökonomie seit Thomas von Aquino, daß ihnen die „Handelskapitalien" mit der chemisch reinen

*) Die Bemerkungen über dies „fatalistische" Moment in der sozialdemokratischen Bewegung gehören zum Besten aus Naumanns Schrift.

arbeitslosen Rente in der gleichen Verdammnis waren. In Naumanns Ausführungen läßt die Andeutung, daß die Geschichte des kanonischen Zinsverbots studirt (S. 15) und das „alte Zinsproblem" wieder aufgerollt werden solle, den Anknüpfungspunkt an diese Antezedenzien deutlich erkennen. Ich enthalte mich, solange nicht eine nähere Präzisirung erfolgt, der Kritik und möchte für jetzt nur einem Irrtum entgegentreten, dem Naumann offenbar huldigt: daß ein hoher Zinsfuß eine gesteigerte „Kapitalkonzentration" (in seinem Sinne) bedeute und um deswillen bekämpft werden müsse, ein Sinken des Zinsfußes also gewissermaßen eine Dezentralisirung des Kapitals oder doch eine Vermehrung des Einkommens aus Arbeit auf Kosten des Kapitals herbeizuführen geeignet sei. Der Stand des Zinsfußes ist im wesentlichen nur ein Symptom, das je nach den Umständen sehr verschieden zu deuten ist. Keinesfalls bedeutet sein Sinken an sich eine Abnahme der großen Vermögen, noch weniger bewirkt es eine solche, — regelmäßig umgekehrt: es entzieht einer ganzen Klasse kleiner und mittlerer Vermögen die werbende Kraft und die Fähigkeit, der Existenz des Besitzers einen Halt zu verleihen, und stärkt also die relative Macht der großen Kapitalisten, indem es die kleinen aus den Reihen der „Besitzenden" streicht. Man kurirt auch hier die Krankheitsgründe nicht, wenn man die Symptome unterdrückt.

Naumann wird aber dem Anschluß an den Lassalleanismus auch bei seiner Legalisirung der „Betriebskonzentration" nicht entgehen, wenn er konsequent bleibt. Nicht zufällig schweben ihm nämlich gerade die völlig exzeptionellen Beispiele von Krupp und Stumm vor. Die normale Form der Schöpfung von Großbetrieben ist und wird notwendig immer mehr die Anhäufung großer Aktienkapitalien, und die Dividende ist Naumann schwerlich heiliger als der Zins. Er denkt aber, wie gesagt, offenbar nur an den Fall des von einem Privatunternehmer persönlich geleiteten industriellen Großbetriebes, und dieser genießt seine relative Sympathie. Weshalb? das ist ihm vielleicht selbst teilweise unbewußt geblieben, — thatsächlich aber ist es der gleiche Grund, aus dem die Kirche von jeher der Evolution der bürgerlich-geldwirtschaftlichen Wirtschaftsorganisation mißtrauisch gegenüberstand. Das Charakteristikum der modernen Entwicklung ist der Wegfall der persönlichen Herrschaftsverhältnisse als Grundlage der Arbeitsverfassung und damit der subjektiven, psychologischen, einer religiös-ethischen Deutung und Ausprägung zugänglichen Voraussetzungen der Abhängigkeit der beherrschten Klassen. Im Handwerk, in der Arbeitsverfassung der Landwirtschaft, auch und gerade der landwirtschaftlichen Großbetriebe, ist die psychologische Unterlage für ein Unterwerfungsverhältnis, wie es jedes Arbeitsverhältnis ist, die persönliche, individuelle Beziehung zum Herrn, vorhanden. Daher, wie ich glaube, auch Naumanns unbewußt geringeres Interesse an dem Emanzipationskampf der Landarbeiter. Der persönlich geleitete industrielle Großbetrieb, den Naumann als Entwicklungsprodukt anzuerkennen sich genötigt sieht, steht dem noch relativ nah. Die moderne Entwicklung aber setzt an die Stelle dessen zunehmend die unpersönliche Herrschaft der Klasse der Besitzenden, rein geschäftliche an die Stelle der persönlichen Beziehungen, Tributpflichten an eine unbekannte, nicht sichtbare und greifbare Macht an die Stelle der persönlichen Unterordnung und beseitigt damit die Möglichkeit, das Verhältnis der Herrschenden zu den Beherrschten ethisch und religiös zu erfassen. Der einzelne Unternehmer ist nur Typus der Klasse. Dies, und nicht irgend welche wirtschaftlichen und sozialen Schäden der Besitzverteilung, ist vom religiösen Standpunkt aus das Problem. Die Logik dieser Entwicklung, die die spezifisch moderne Klassenbildung darstellt, wird auch Naumann, soll sein Programm für ihn Wahrheit werden, zur Parteinahme gegen jede Form des privaten Kapitals zwingen, denn es stehen sich nicht mehr einzelne Personen mit individuellen psychologischen Beziehungen, sondern kampfbereite Klassen gegenüber, bei denen die sittlich-religiöse Einwirkung auf das Individuum vorerst versagt. Thatsächlich fühlt er sich auch bereits als „Partei" gegenüber den „Besitzenden" schlechthin (S. 14). Wenn er dabei auf Christus exemplifizirt, der bei den Zöllnern saß (S. 92), so möge er mir die etwas pedantische

Bemerkung nicht verargen, daß die römischen Publikanen wohl nicht als Repräsentanten des arbeitenden Volkes, sondern nach der Volksauffassung als solche der Erpressung und des Wuchers und als Vertreter des Kapitalismus der damaligen Zeiten zu gelten haben. Naumann hält „Geiz und Wucher" für die „Todsünden" der heutigen herrschenden Klassen (S. 22). Darin liegt der Begriff einer „Klassensünde," denn es soll der Vorwurf ja nicht die Individuen treffen. Zugehörige einer in gleichem Sinne „sündigen" Klasse aber waren die Zöllner: und zu ihnen kam Christus.

Wie steht es nun mit der Praktikabilität des Kampfes gegen die Kapitalkonzentration als eines Programms für eine proletarische Bewegung? Wird sie dauernd um dieses Banner zu scharen sein? Zum Kampf gegen den Zins werden stets die in erster Linie sich berufen fühlen, die Zinsen zu zahlen haben. Das sind nicht die Proletarier. Alle Erfahrung spricht dagegen, denn das Hemd ist jedermann näher als der Rock. Eine Arbeiterpartei wird stets mit dem sich auseinandersetzen wollen, der ihr Herr ist: das ist der Unternehmer, und nicht mit dem Kapitalisten, der der Plagegeist eben dieser Herren ist. Nur an einem Punkte berühren sich die Interessen des Proletariats unmittelbar und fühlbar feindlich mit denen des Besitzes als solchen: das ist in der Wohnungsfrage. Daher ist auch für Naumann der Bodenbesitz der Typus des „Kapitals." Wenn er hier positive, zumal agrarpolitische Vorschläge (mit denen ich mich nicht identifiziren will) als Flickwerk bezeichnet (S. 36) und das Recht des Kapitals an sich erörtert sehen will, so dokumentirt sich darin wie in der grundsätzlichen Verwerfung der privaten Ausnutzung der Bodenrente (S. 22) und in dem positiven Vorschlag der Verstaatlichung oder Kommunalisirung des Rentenzuwachses seine Anhängerschaft an den extremeren Flügel der Bodenbesitzreformer. Ich enthalte mich hier einer Auseinandersetzung mit letztern. Die Aneignung des Bodens durch die Gemeinschaft ist mir eine leere juristische Formel, so lange ich nicht weiß, was nun weiter werden soll. Programmpunkte in Betreff einer kommunalen Wohnungspolitik würden mir wertvoller erscheinen.

Glaube ich hiernach nicht, daß das von Naumann jetzt teils formulirte, teils angedeutete Programm mit seinen theoretischen Unterlagen sich dauernd brauchbar erweisen wird, so ist aber damit gegen ihn noch nichts bewiesen. Es ist, wie gesagt, eine deutsche Sitte — vielverspottet und doch ein Symptom des unausrottbarsten Idealismus —, daß der Einzelne sich für seinen Privatgebrauch eine eigne Philosophie und ein eignes ökonomisches System zurechtzimmert. Darin ist Naumann den Seinigen mit gutem Beispiel vorangegangen. Gerade das Widerspruchsvolle seines Systems zeigt, daß er nicht zu den üblichen theoretischen Weltverbesserern gehört. Entscheidend für die Zukunft der von ihm geleiteten Bewegung ist nicht sein System, sondern das Maß von gesund proletarischem Bewußtsein, das er ihr zu geben verstehen wird. Und in dieser Beziehung strotzt er von Lebenskraft und Vertrauen auf die Zukunft. Manche seiner Worte lesen sich fast wie eine Drohung nach oben: Gott könne „das Elend nicht wollen," das Gegenteil zu behaupten, sei „Blasphemie," und er würde, glaubte er es, keinen Sonntag mehr von diesem Gott zu predigen vermögen. Mit diesem aprioristischen Optimismus tritt er auch an das Bevölkerungsproblem heran. Dieses älteste und ernsteste Problem der gesamten Sozialgeschichte — wer ihm diesen Rang bestreitet, mit dem wird man wenigstens wissenschaftlich nicht diskutiren wollen — besteht für Naumanns Anschauung nicht. Daß er die wirtschaftliche Notlage als Folge eines reichen Kindersegens für eine spezifische „Unbarmherzigkeit" der modernen Wirtschaftsverfassung hält, ist ein völliger historischer Irrtum. Daß der Gedanke der „Beschränkung der Kinderzahl" ihm offenbar identisch ist mit dem Schmutz der Großstadt, entspricht nicht den Thatsachen, wie er bei den tagelöhnernden ländlichen Kleinbesitzern im Oberelsaß und bei dem Bauernschlage, den man in Frankreich (nicht überall, aber vielfach) an Orten findet, wo das Zweikindersystem herrscht, erkunden könnte. Der Grund seiner völlig negativen Stellung ist wiederum seine bewußt proletarische Betrachtungsweise, die — dies unbewußt — die

Konsequenz hat, daß ihm die Zuerkennung einer sozialpolitischen Funktion an den Besitz als solchen regelmäßig schwer fällt. Wir Bourgeois sehen in dem Besitz — nicht allein, aber allerdings wesentlich auch in dem privaten erblichen Bodenbesitz — einen bevölkerungspolitischen Regulator, ein Mittel, das dem Einzelnen die Verantwortlichkeit zuschiebt für die Kinder, die er in die Welt setzt, und darin liegt für uns eine wesentliche Seite des Besitzverteilungsproblems, daß die gegenwärtige Entwicklung den Besitz dieser Rolle entkleidet. Daß für Naumann das Problem nicht besteht, ist auch eine Konsequenz seines Glaubens an die unbegrenzte Zukunft des technischen Fortschritts. Auch diesen Glauben teilen wir nicht. Wenn das jetzige Zeitalter der Evolution der Technik sich seinem Ende nähern wird, dann wird die Menschheit wieder in die Lage kommen, sich auf Dauer berechnete wirtschaftliche Organisationen zu geben. Vielleicht wird dann der numerus clausus, der in den englischen Gewerkvereinen als Organisationsprinzip aufzutauchen begonnen hat, die Stelle der alten Zunftorganisation übernehmen, damit aber auch deren bevölkerungspolitische Bedeutung. Verschwinden aber wird das Bevölkerungsproblem nie, so wenig wie es jemals gefehlt hat.

Damit genug der Auseinandersetzung. Ich habe absichtlich nicht die praktischen Ziele,*) die Naumann, wennschon nur als vorläufige, aufführt (S. 86), besprochen, sondern versucht, seine Gesamtposition zu verdeutlichen. Soweit er diese seine Gesamtposition seinerseits theoretisch hat formuliren wollen, nahm die Erörterung notgedrungen den Charakter der Kritik an, denn er hat sie eben, wie ich glaube, teils unrichtig, teils unvollständig formulirt. Der aufrichtigen Sympathie für den Mann und seine praktische Arbeit und der Freude an der Kraft der Rede und des Willens, von der auch die hier besprochne Schrift zeugt, werden diese Bemerkungen bei niemand, namentlich nicht bei mir, Eintrag thun. Max Weber

---

Das Recht eines christlichen Sozialismus

4. Christentum und Kirche

Viele Mißverständnisse kommen daher, daß man Christentum mit Kirche und Pastorenstand verwechselt. Es ist ein alter Jammer, daß das Wort „Kirche" so vieldeutig ist. Wenn nun jemand sagt: die Kirche muß sich aufraffen und sich um Sozialpolitik kümmern, so meinen gleich etliche Hörer, die Konsistorien sollten entscheiden, ob der Befähigungsnachweis für die Schneider einen Zweck habe oder nicht. Dagegen läßt sich dann leicht etwas sagen, die Sache wird ins Kleine gezogen, und man schwimmt dann in fröhlicher Unentschiedenheit weiter.

Wenn irgendwann, dann muß bei den vorliegenden Fragen festgehalten werden, daß die Konsistorien, Superintendenturen, Pfarrämter, Kirchengemeinderäte zwar sehr wichtige Organe der Christenheit sind, daß sie aber die wahre Kirche für sich allein nicht ausmachen. Hier handelt es sich nicht um reguläre Verwaltung, um Agende und Kultus, sondern um etwas, was neben dem Priestertum hergeht wie das Prophetentum des Alten Testaments. Die Führung in Hinsicht auf die sozialen Gestaltungen können beim heutigen Stande der Sache nicht die Kirchenregimente übernehmen. Hier entscheidet der freie Beruf, den jemand von Gott bekommt. Hier muß das allgemeine Priestertum, das Wichern für die innere Mission aufrief, in noch ganz andrer Weise sich bewähren. Von der Kirchenleitung ist nur zu fordern, daß sie den Geist nicht dämpfe, daß sie schützende Hände breite über alles christliche Wachsen und Werden, das einer neuen Zeit entgegenreift.

Es mag diese Haltung für das Kirchenregiment nicht immer leicht sein. Von angesehenster Seite aus fordert man, daß die

*) Es sind neben der Betonung des Arbeiterschutzes teils bodenreformerische, nämlich 1. obligatorische staatliche Hypothekenbanken, 2. staatliches Bodenvorkaufsrecht zum jetzigen Bodentaxwert als Vorbereitung des Bodenregals; teils die Einkommen- und Vermögensverteilung betreffend: 1. progressive Einkommensteuer, 2. ebensolche Erbschaftssteuer; teils organisatorische: Fachvereine und Gewerkschaften in allen Berufen als obligatorische Berufsvertretungen.

Staatskirche ihre Truppen der vorhandnen Ordnung zur Verfügung stelle. Hier ist es aber, wo gerade der Satz, daß Christus Gesinnungen und Motive giebt, aber keine Wirtschaftsgesetze, unser Schutz ist. Von einem Kirchenregiment, das uns etwa zwingen wollte, den heutigen Kapitalismus gut zu heißen, steht uns der Appell offen an den Herrn der Kirche und an das Gewissen der gläubigen Christen. Und sollte schließlich dem einen oder dem andern die Kanzel verboten werden, so giebt es hundert Plätze, wo der Christ predigen kann ohne einen andern Auftrag als den: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker.... und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe! Die Erhaltung der Kirchen ist wichtig, aber die Erhaltung des Glaubens und der Liebe ist viel wichtiger.

Und was nun den einzelnen Pastor anlangt, so hört man hin und wieder die merkwürdigsten Klagen: Ihr wollt uns arme Leute in immer neue Arbeiten und Gebiete hineinpressen, wollt uns zu Agitatoren machen, wo wir kaum Kraft und Zeit haben, Seelsorger zu sein u. s. w. Nein, lieben Freunde, so ist es nicht gemeint. Wen sein Herz nicht drängt, wen Christus nicht treibt zur Hilfsarbeit, der soll es getrost lassen. Das Christlich-Soziale soll und darf keine Last und keine Qual sein. Wessen Gewissen ohne soziale Arbeit ruhig ist, den wollen wir zu nichts drängen. Was hilft ein gemachtes, gedrücktes, seufzendes Thun, bei dem der innere Mensch fern ist? Nur sollt ihr euch vergegenwärtigen, wie schwer es uns ist, einen Nachfolger Christi zu denken, dem nicht daran gelegen ist, daß die Not geringer werde, und wie schwer wir uns vorstellen können, daß heute noch jemand glaube, der Not könne ohne umfassende Regelung Abbruch geschehen. Doch sei dem, wie ihm wolle, wir wollen von euch nichts, was nicht aus der eignen Tiefe herausquillt, und ihr sollt und müßt es uns glauben, wenn wir sagen, daß es der Glaube ist, der uns drängt und nötigt. Wir hoffen, euch zu gewinnen, aber nicht im Sturm, sondern der Geist Christi, der an euch und an uns arbeitet, wird euch keine Ruhe lassen, wie er uns in Kampf und Schwierigkeiten hineinführt.

Aber soll nicht der Pastor allen Leuten seiner Gemeinde dienen? Ja, das soll er mit ganzem Herzen und ganzer Seele, er wird es aber nicht besser können, als wenn er wahrhaftig ist bis auf den Grund. Das ist das Große am geistlichen Stande, daß er dazu da ist, die Wahrheit zu sagen. In einer Zeit, wo alles zerfressen ist von Rücksichten, Kompromissen, Vertuschungen und konventionellen Lügen, ist der Geistliche auf die Wahrheit verpflichtet. Er soll ehrlich sein, koste es, was es wolle. Damit dient er allen Gemeindegliedern. Das haben wir in Bezug auf die Glaubenslehre leichter verstanden als in Bezug auf die Sittenlehre des Christentums. Wir verlangen von keinem Geistlichen, daß er gegen Materialismus, Atheismus, Aberglaube aus lauter Rücksicht schweigt, nein, wir verlangen alle, er soll bekennen. Natürlich soll er das bekennen, was er selbst als Wahrheit weiß. Nun steht es aber auf dem ethisch-sozialen Gebiete nicht anders. Auch hier soll der Geistliche sein Bestes geben ohne alle Menschenfurcht, er soll sich ausschütten, so wie Gott ihn gefüllt hat. Wer daran Anstoß nimmt, der mag es thun, ein echt persönliches Lebenszeugnis hat doch seinen Wert. Wer freilich nur aus äußern Gründen sozial sein will, der hat genau denselben Wert, wie der, der um Vorteils willen liberal oder konservativ ist.

Doch der Pastor mag ja als Pastor Schwierigkeiten haben, wenn er christlich-sozial ist. Hat etwa der christlich-soziale Metallarbeiter, Bergmann, Weber und Schuhmacher keine Schwierigkeiten? Das Neue will überall unter Schmerzen zur Welt kommen. Der Pastor steht wahrhaftig nicht ungünstiger als die andern, er hat es im allgemeinen beneidenswert leicht zu bekennen im Vergleich mit den Nichtgeistlichen. Und innerhalb der christlich-sozialen Geistesbewegung sind die Pastoren nichts andres als die Brüder von Tausenden, die noch heute glauben, daß das Evangelium der Sauerteig ist für die Gährung des Volks.

5. Partei oder nicht?

Mit dem bisher Gesagten haben wir das Recht der christlich-sozialen Gesinnung verteidigt. Es bleibt noch übrig,

ein Wort über die Form zu sagen, in der diese Gesinnung sich organisirt. Man sagt: ihr sollt ein Sauerteig sein für alle Parteien, aber nicht selbst Partei werden.

Auf diesem Gebiet bekennen wir, daß wir keine ganz ausgereifte eigne Ansicht besitzen. Das zu bekennen ist auch gar keine Schande, denn die Frage, ob sich der jetzt aufquellende christlich-soziale Geist zur Partei verdichten soll und wird, kann erst im Fortgang der Entwicklung ihrer Beantwortung finden. Die Christlich-sozialen Englands sind keine eigne politische Partei geworden und doch sehr wirksam gewesen. Die Bodenreformer in Deutschland arbeiten vielleicht gerade darum bis jetzt mit guten Aussichten, weil sie sich nicht mit Parteimauern umgeben. Wer keine Partei bildet, bleibt vor vielen Parteisünden bewahrt. Andrerseits liegt in der Partei soviel Energie der Arbeit und soviel Möglichkeit der Ideenvertretung, daß man über „Parteien" keineswegs in bloß wegwerfendem Sinne reden darf. Der Sozialismus wäre in Deutschland nie zu etwas gekommen, wenn er nicht als Partei aufgetreten wäre. Gerade als Partei erzwang er sich die Beachtung seiner Ideen auch außerhalb seines nächsten Kreises.

Jetzt steht die Sache so: entweder nimmt eine vorhandne Partei (vielleicht auch mehrere) den christlich-sozialen Geist in sich auf, oder eine eigne Partei muß sich entwickeln.

Wie stehen die Hoffnungen in Hinsicht auf die vorhandnen Parteien? Wir wollen uns keine Illusionen machen. Daß Eugen Richter, die süddeutsche Volkspartei und die freisinnige Vereinigung christlich-sozial werden, glaubt wohl kein Mensch. Daß die Nationalliberalen den religiösen und volkstümlichen Geist unsrer Strömung sich aneignen werden, glauben wir auch nicht. Sie werden wohl eher sterben wollen als dieses thun, denn ihre Geschichte ist zu eng mit den „nach Bildung und Besitz maßgebenden Schichten" verknüpft, um die Fragstellung vom Standpunkt der armen Brüder aus in sich verarbeiten zu können. Die Konservativen haben schon längst Gelegenheit gehabt, sich mit dem christlich-sozialen Gedanken auseinanderzusetzen, und im ganzen ist die Entscheidung ablehnend ausgefallen. Man trägt Stöcker, weil er Monarchist ist, für Zölle und Handwerkerforderungen eintritt, und weil man vielfach seine kirchenpolitischen Bestrebungen teilt, aber gerade der Teil Stöckers, der zu uns gehört, der christlich-soziale Bestandteil seines Wesens ist von den Konservativen nicht übernommen worden. Wer das nicht vorher wußte, dem haben es die Reibungen zwischen der Parteileitung und dem Blatte „Das Volk" gezeigt, das den christlich-sozialen Geist innerhalb konservativer Grundanschauungen zu beleben sucht. Nun melden sich die verschiednen Arten von Antisemiten und sagen, daß sie die Form hätten, in der unsre Gedanken sich ausleben könnten. Die Entwicklung der Antisemiten ist noch nicht zu Ende, uns und sie verbindet der Antikapitalismus, aber gerade der Angelpunkt der antisemitischen Agitation, der Judenkampf, ist für uns, die wir nicht die Menschen, sondern die falschen und sündigen Einrichtungen der Menschen bekämpfen, ein unannehmbarer Ausgangspunkt. Jesus war nicht Antisemit, er war Hilfe für alle.

So bleibt schließlich die Frage übrig, ob die bisherige große sozialistische Organisation fähig sein wird, das religiöse Moment und seine Konsequenzen in sich aufzunehmen, ob die Sozialdemokratie sich, wie Göhre sagt, ihr materialistisches Rückgrat wird ausbrechen lassen. Das ist mindestens sehr zweifelhaft. Auch die Erfahrungen von Wächters lassen noch längst keinen sichern Schluß zu. Niemand kann sagen, wie die Sozialdemokratie aussehen wird, wenn die erste Generation von Führern mit dem Geisteserbe der bürgerlichen, atheistischen Demokratie ihre Führung an jüngere Köpfe abgeben wird.

Darum ist für absehbare Zeiten die Hoffnung, daß unser religiös-sozialer Geist in eine der vorhandnen Gruppen eindringen wird, nicht groß. Wir müssen uns auf eigne Füße stellen und uns als Christlich-soziale organisiren, wenn auch noch nicht als Partei. Parteien soll man nicht machen wollen. Sie werden und wachsen, wenn ihre Zeit da ist.

Ohne Organisation wird unendlich viel Kraft zwecklos verpufft. Man läßt Wasser fließen und hält keine Gefäße unter. Deshalb müssen uns die Formen der Vereine und Verbände

willkommen sein. In diesem Sinne sind die Evangelischen Arbeitervereine zur Zeit die besten Formen unsrer Propaganda. Darum müssen wir in derartigen Vereinsbildungen treu und fleißig sein. Ueber die politische Zukunft dieser Vereine zu debattiren, hat aber zur Zeit gar keinen Zweck; jedenfalls wollen wir in der Arbeit an den Vereinen nicht vergessen, daß das Christlich-soziale größer ist als sie. Wir müssen nicht denken, daß nur in diesen Vereinen wahres, volksfreundliches Christentum gedeihen könne.

Das berührt sich mit einem Vorwurf, den wir schon öfter hören konnten: indem ihr euch christlich-sozial nennt, sprecht ihr den andern Leuten, den Konservativen, Antisemiten, Sozialdemokraten u. s. w. ihr Christentum ab. Es soll in dem Wort christlich-sozial etwas Unduldsames oder Pharisäisches liegen. Warum aber nur? Wenn ich mich selber einen Christen nenne, so liegt doch darin keinerlei Kritik am Christentum der Uebrigen. Wenn die rechte Seite der Konservativen sich „deutsch-konservativ" nennt, so liegt doch darin nicht, daß sie den andern Staatsbürgern absprechen will, daß sie Deutsche sind; oder liegt etwa im Namen „nationalliberal," daß nur die Anhänger des Herrn von Bennigsen zur Nation gehören? Das Wörtlein „christlich" vor unserm Namen ist nur eine Unterscheidung von demjenigen Sozialismus, der materialistisch ist, gerade wie sich der Deutsch-Konservative vom Partikular-Konservativen, der Nationalliberale vom Kosmopolitisch-Liberalen trennen will.

Selbstverständlich ist, daß für uns unsre Erfassung des Christentums die wichtigste und richtigste ist. Gott hat sie uns gegeben, und wir danken ihm dafür. Wenn wir aufhören würden, christlich-sozial zu sein, so wäre es Untreue des Glaubens, denn es ist ja nicht eigne Wahl oder Lust oder Willkür, die uns zwingt, den Glauben als Erneuerung der Menschheit ins Auge zu fassen. Wir müssen christlich-sozial sein. Aber diese dankbare Treue schließt doch nun nicht ein, daß wir uns für die einzig-berechtigte Erscheinung auf dem weiten Boden des Christentums halten. Wir kennen genug Kirchengeschichte, um zu wissen, wie unendlich reich die Person Christi sich in der Geschichte entfaltet. Er ist ein Edelstein, der nach den verschiedensten Seiten hin leuchtet. Unser Blick hängt gebannt an den Strahlen, die er ins soziale Leben wirft. Es muß und wird andre geben, die mehr das Glaubensleben des Einzelnen oder mehr die Beziehungen Christi zum Welterkennen lebendig ergreifen. Gott segne diese Brüder, wie er uns gesegnet hat, indem er uns Jesum inmitten der Menge deutlich machte! Die Christlich-sozialen sind nicht exklusiv, aber sie sind ihres eignen Weges gewiß.

Einige Leser unsrer Sachen denken sich aus, als wollten wir die ganze Fülle des Christentums in etliche sozialethische Sätze verwässern und somit einem neuen Rationalismus die Wege ebnen. Wir nehmen an, daß es nicht böser Wille ist, der so redet, aber wir wissen uns auch vollständig frei von rationalistischen Anwandlungen. Das Wesentliche am Rationalismus ist doch dieses, daß er das Geheimnisvolle, Tiefe und Offenbarungsmäßige streichen will. Er beugt sich vor der Weltanschauung der rationellen Erkennbarkeit aller Dinge. Dieselbe rationalistische Grundidee finden wir in dem vulgären Materialismus, den wir allerorten bekämpfen. Gerade daß es etwas giebt, was über allem rationellen Erkennen liegt, ist unser Ausgangspunkt; wir wollen glauben, nichts als glauben und uns vom Glauben bestimmen lassen. Daß das Christlich-soziale gegen die theologischen Darstellungen der Dogmatik sich neutral verhält, liegt in der Natur der Sache, es vereinigt Orthodoxe und Liberale. Wer schon hierin Gefahr sieht, wenn Leute mit verschiedner Dogmatik die praktische Lebensarbeit des Glaubens zusammentreiben, der soll sich fragen, ob er nicht damit seinerseits einen wesentlichen Glaubenssatz aufgiebt, den Satz, daß alle wirklich Gläubigen den Körper Christi bilden. Andre als wahrhaft gläubige Christen wünschen wir gar nicht als Träger der christlich-sozialen Bewegung, aber über den Glauben entscheiden nicht die theologischen Schulen, sondern Glaube ist das Leben mit und in Christo. Wo dieses vorhanden ist, da ist unmittelbarer Anschluß an das Zentrum der Christenheit. Nur in diesem Sinne nennen wir uns mit Recht: christlich-sozial.

Viele Freunde haben noch immer eine unangenehme Empfindung, sobald sie dieses Wort lesen. Ihnen ist „evangelisch-sozial“ lieber. Wir wollen uns darum nicht streiten. Jeder von beiden Namen hat ein gewisses historisches Recht, so gut wie wir alle Christen und Evangelische zugleich sind. Der Geist, von dem wir reden, war in Christo und von ihm her in Luther. Dem Schreiber dieser Zeilen überwiegt der Anschluß an das Urchristliche, einem andern ist die Verknüpfung mit der deutschen Reformation das Richtigere. Die beiden Namen mögen neben einander laufen, bis eine spätere Zeit dem einen oder dem andern den alleinigen Vorrang einräumt. Jetzt gilt es, für das, was wir beiderseits wollen, die Organisation und die geistige Durcharbeitung zu schaffen. F Naumann

---

Jesus — Issa

Ein neuer Schwindel

Jesus war von seinem dreizehnten bis neunundzwanzigsten Jahre in Indien — das ist die neueste Entdeckung, die die Welt einem Herrn Nikolaus Notowitsch verdankt. La vie inconnue de Jésus-Christ ist der stolze Titel seines Buches,*) in dem der Welt diese erstaunliche Botschaft und das indische Leben Issas — so heißt dort Jesus — in französischer Uebersetzung mitgeteilt wird. Nun hat zwar der Verleger Ollendorff in Paris sein Möglichstes gethan, um bei einem Leser, der das Buch etwa ernsthaft zu nehmen geneigt wäre, alle Illusionen von vornherein zu zerstören. Er hat der Schrift das bekannte gelbe Gewand gegeben, in dem die „Eisenbahnlektüre“ durch die Welt stolzirt, er hat die Rückseite des Umschlags mit andern Romantiteln bedrucken lassen, er hat endlich dem Buche die Ankündigung eines ebenfalls in seinem Verlage erscheinenden Werkes beigelegt, betitelt — Nouveau secrétaire-guide des amoureux. Encyclopédie de l'amour. Man sieht daraus, auf welche Leser er rechnet. Aus dem allem würde sich ergeben, daß die Christliche Welt keinen Anlaß hat, sich mit Herrn Notowitsch zu befassen. Leider hat sich aber bereits die Tagespresse der Sache bemächtigt und allen Ernstes an die theologische Wissenschaft die Forderung gestellt, sich mit der indischen Ueberlieferung des Lebens Jesu auseinanderzusetzen. Deshalb ist ein Wort, beizeiten gesprochen, hier vielleicht am Platze, damit niemand ohne Not beunruhigt wird.

Im Vorworte stellt sich Notowitsch als einen Orientreisenden vor, der bei seinem Aufenthalt in Kaschmir von einer Lebensbeschreibung Issas hörte und nun alles daransetzte, diese zu erlangen. Er erreichte denn auch seinen Zweck und zeigte seinen Fund verschiednen „Autoritäten,“ nämlich dem „berühmten“ Metropoliten Platon in Kiew, einem nicht namentlich genannten römischen Kardinal, „der dem Papste sehr nahe steht,“ ferner in Paris dem Kardinal Rotelli, Jules Simon und — Ernst Renan. Dieser erbot sich, das Werk der Akademie vorzulegen, worauf sich aber der Verfasser, um nicht seines Finderruhmes verlustig zu gehen, nicht einließ. Trotzdem ihm von allen außer Renan — der zum Glück für Herrn Notowitsch sich nicht mehr verteidigen kann — die Veröffentlichung widerraten worden war, sah er sich veranlaßt, mit seinem Funde nicht zurückzuhalten. Er schließt sein Vorwort mit der pathetischen Aufforderung, daß die Akademien, ehe sie seine Mitteilungen kritisirten, eine wissenschaftliche Expedition ausrüsten sollten zum Zwecke eines genauern Studiums der Handschriften.

Die „Reise nach Tibet,“ die den ersten Teil des Bandes füllt, kann hier übergangen werden. Wer sich dafür interessirt, wie man sich dort kleidet, ob man reinlich ist oder nicht und ähnliche Dinge, die einem sehr oberflächlichen Reisenden auffallen, der kann das hier in einem Französisch lesen, das entschieden an der Newa mehr Eindruck machen wird als an der Seine. Hier kommt nur in Betracht, was der Verfasser über sein Leben Jesu zu erzählen hat.

Von einem Lama (Priester) erfuhr Notowitsch von dem

*) Nicolas Notovitch, La vie inconnue de Jésus-Christ. Cartes et illustrations. VIIIme édition. Paris, Paul Ollendorff, 1894. 3,50 fr.

großen Propheten Issa, der eine Erscheinungsform Buddhas sei — der Lama wußte demnach nicht, daß Issa mit Buddha nichts zu thun hat, sondern zu Siva gehört! —, und daß seine Lebensbeschreibung in vielen Klöstern aufbewahrt werde. Notowitsch fand sie endlich im Kloster Himmis bei Leh, der Hauptstadt von Ladakh. Ein Beinbruch zwang ihn, sich dort einige Tage aufzuhalten; auf seine Bitte zeigte ihm der Vorsteher des Klosters die Biographie Issas in zwei dicken Bänden auf vergilbtem Papier — offenbar sehr weitläufig geschrieben; denn die französische Uebersetzung nimmt bei sehr weitem Druck nur siebenundsiebzigeinhalb Seiten in klein Oktav ein — und las sie ihm in tibetanischer Sprache vor. Notowitsch schrieb sie nach der Uebersetzung seines Dolmetschers auf. „Nachdem ich lange Nächte damit zugebracht, meine Notizen zu ordnen, die Verse nach dem Verlaufe der Erzählung gruppirt und dem ganzen Werk einen einheitlichen Charakter aufgeprägt hatte, beschloß ich, die merkwürdige Abschrift zu veröffentlichen.“*) Demnach hören wir mehr Notowitsch als das „Leben Issas.“

Nun folgt unter dem Titel „Das Leben des heiligen Issa, des besten der Menschenkinder“ die Biographie, die den Anspruch erhebt, auf Berichte der jüdischen Kaufleute zurückzugehen. Die Einleitung bildet ein Rückblick auf die Vergangenheit Israels, von der Zeit des Aufenthalts in Aegypten an bis zur Geburt des Issa-Jesus. Und nun das Leben Jesu-Issas selbst.

Issa, der Sohn armer aber frommer Eltern, wird von Gott erwählt und ausgesandt, „die aufzurichten, die in Sünde verfallen waren, und denen zu helfen, die litten.“ So redet er schon in zarter Jugend von Gott, indem er Buße predigt. In seinem dreizehnten Jahre soll er, schnell berühmt geworden, verheiratet werden. Da flieht er nach Indien. Erst hält er sich bei den Jainas auf, dann lernt er bei den Brahmanas im Kloster Jagannâth in der Landschaft Orsis — Orissa heißt sie! —, in Rajahgriha und Benares Sanskrit und liest die Vedas. Aber das Kastenwesen mißfällt ihm. Darum wendet er sich dem Buddha Çâkya-Mûni zu. Aber da das Volk nun auf seine Predigt hin die Götzenbilder verläßt, ergrimmen die Priester über ihn; doch das Volk hängt ihm an, und die Priester müssen flüchten. Von hier aus kommt Issa nach Persien, wo dem Volke von den Priestern verboten wird, ihn zu hören. Die Magier hören ihn an, thun ihm nichts zu leide, führen ihn aber in der Nacht aus der Stadt auf die Landstraße, in der Hoffnung, daß er dort umkommen werde. Mit neunundzwanzig Jahren kehrt er ins Land Israel zurück und setzt dort seine Wirksamkeit fort. Alles Volk, auch die Priester und Aeltesten, sehen bewundernd zu ihm auf. Da wird Pilatus aufmerksam. Er fürchtet einen Aufstand und sucht ihn daher zu verderben. Allein die Aeltesten weigern sich, ihn zu verurteilen. So sucht er selbst nach einer Handhabe; Zeugen werden vorgeladen, von denen einer aussagt: „Du hast zu dem Volke gesagt, daß die zeitliche Gewalt nichts ist gegenüber der des Königs, der bald die Israeliten vom heidnischen Joche befreien wird.“ Das bestätigt Issa, indem er es auf Gott bezieht. Daraufhin verurteilt ihn Pilatus zum Tode. Er wird gekreuzigt und begraben. Aber am dritten Tage verbreitet sich die Kunde vom leeren Grabe und im Anschluß daran das Gerücht, „daß der höchste Richter seine Engel gesandt habe, um die sterblichen Reste des Heiligen emporzutragen, in dem ein Teil des göttlichen Geistes auf Erden gewohnt habe.“ Die Jünger aber zerstreuten sich über die Welt und predigten das Evangelium. „Die Heiden, ihre Könige und Krieger hörten die Prediger, gaben ihren thörichten Glauben auf, verließen ihre Priester und Götzenbilder, um den allerweisesten Schöpfer des Alls zu loben, den König der Könige, dessen Herz ein unendliches Erbarmen erfüllt.“ So schließt das Leben des Issa.

Nun noch ein paar Proben:

Betet die Götzenbilder nicht an; denn sie hören euch nicht; hört nicht auf die Vedas, wo die Wahrheit entstellt ist; glaubt nicht den Ersten (Vornehmen?) durchweg und erniedrigt nicht euern Nächsten.

*) Das Französisch ist so merkwürdig, daß ich für die unbedingte Richtigkeit obiger Verdeutschung nicht einstehen kann.

Helft den Armen, unterstützt die Schwachen, thut niemand etwas böses; laßt euch nicht gelüsten nach dem, was ihr nicht besitzt und was ihr bei den andern seht. (S. 174)

Verzehrt nicht nur keine Menschenopfer, sondern opfert überhaupt kein Tier, dem das Leben gegeben ist; denn alles, was geschaffen ist, ist es zum Besten des Menschen. Raubt euerm Nächsten nicht sein Gut, denn das würde bedeuten, ihm das nehmen, was er sich im Schweiße seines Angesichts erworben hat. Betrügt niemand, damit ihr nicht wieder betrogen werdet. Eilt, gerecht zu werden vor dem letzten Gericht; denn sonst wird es zu spät sein. Ergebt euch nicht der Ausschweifung; denn das ist wider Gottes Gebote. (S. 183 f.)

Ich bin ein Israelite [so antwortete Issa auf eine Frage der Aeltesten] und habe am Tage meiner Geburt die Mauern Jerusalems gesehen, das Jammern meiner Brüder, die in die Sklaverei geführt wurden, gehört und das Wehklagen meiner Schwestern, die man unter die Heiden schleppte. Und meine Seele wurde schmerzlich betrübt, als ich sah, daß meine Brüder den wahren Gott verlassen hatten; als Kind habe ich das Elternhaus verlassen, um mich bei fremden Völkern festzusetzen. Aber als ich hörte, daß meine Brüder noch viel schlimmere Leiden auszustehen hätten, bin ich zum Lande, das meine Eltern bewohnten, zurückgekehrt, um meine Brüder an den Glauben ihrer Ahnen zu erinnern, der uns Geduld auf Erden predigt, damit wir droben das vollkommne und höchste Glück erlangen. (S. 202 f.)

Das Geheimnis der Natur liegt in den Händen Gottes; denn ehe die Welt in die Erscheinung trat, existirte sie im Grunde des göttlichen Denkens. Sie ist materiell und sichtbar geworden durch den Willen des Höchsten. (S. 209)

Ehret die Frau, denn sie ist die Mutter des Alls, und die ganze Wahrheit der göttlichen Schöpfung beruht auf ihr. (S. 212 f.)

Diese Proben mögen genügen.

Und was soll man von dem Ganzen halten? Man wird entfernt auch an die Möglichkeit denken müssen, daß Notowitsch selbst getäuscht worden ist. Aber eine Anzahl von Gründen spricht doch dafür, daß er selbst der Fälscher ist.

1. Er widerspricht sich selbst: S. 237 sagt er, daß die buddhistischen Chronisten die Erzählungen über Issa ohne Ordnung und Zusammenhang mit den andern Zeitereignissen vermengt haben. Auf S. 149 erzählt er, daß ihm der Lama die Erzählung aus zwei dicken Bänden vorgelesen habe; und er selbst giebt sie durch den vorgesetzten Titel als einheitlich zu erkennen. Ferner: der innere Widerspruch, daß jüdische Kaufleute den Indern vom indischen Aufenthalte Jesu erzählt haben sollen, wird noch handgreiflicher, wenn man bedenkt, daß Jesu Predigt dort solches Aufsehen machte, daß die indischen Priester in Gefahr gerieten.

2. Die ganze Erzählung trägt nicht im geringsten nach Stil, Satzbau, Ausdrucksweise das Gepräge tibetanischer oder überhaupt indischer Schriften. Es ist immer Notowitsch, den wir hören. Nun sagt er freilich selbst (S. 151), daß er dem ganzen Werk einen einheitlichen Stempel aufgedrückt habe. Der Stempel muß dann aber sehr stark gewesen sein.

3. Offenbare Anachronismen erweisen die Haltlosigkeit. Das Kloster und der große Tempel von Jaganâth zu Puri in Orissa, in dem Jesus bei den Brahmanas in die Lehre gegangen sein soll, ist erst 1198 n. Chr. erbaut. Wenn Jesus (S. 171) die Trimurti (d. h. die Vereinigung von Brahma, Vischnu und Siva) leugnete, so hätte er ein Philosophem geleugnet, das bei den Indern überhaupt erst im Mittelalter aufkam.

Alles in allem: wir haben es hier mit einer Fälschung zu thun, deren Unverschämtheit sich nur mit ihrem Ungeschick messen kann. Des Rätsels Lösung erhalten wir, wenn wir das Resumé lesen, das Herr Notowitsch seinem Leben Issas zugefügt hat. Darin zeigt er sich als einen Mann, der den Anspruch erheben will, mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Arbeit vertraut zu sein, während er doch weder ernst genug ist, diese Arbeit zu verstehen, noch fleißig genug, ihr zu folgen. Wer darum glaubt, etwa in diesem Romane eine Verwertung der Erträgnisse der alt- und neutestamentlichen Forschung zu finden, ist im Irrtum. Man bekommt lediglich Notowitsch zu Gesicht. Mit der ganzen Dreistigkeit eines Mannes, der von den Dingen nichts versteht, hat er seine Gedanken über Jesus zu einem Leben Jesu verarbeitet. Jesus ist ihm ein buddhistisch beeinflußter Jude, der — sozialistisch angehaucht — Sorge für die Nächsten, Haß gegen die Priester, Verachtung gegen die weltliche Gewalt predigt, und der darum in Konflikt mit der römischen Behörde kommt. In diesem Konflikt geht er unter. Man könnte vermuten, daß Notowitsch, wie bei Mossa Manetho, so bei der Reise Jesu nach

Indien und Persien des Philostratus „Leben des Apollonius von Tyana" Pathe gestanden habe für seine eigne Erfindung. Aber damit traut man ihm eine Gelehrsamkeit zu, die er schwerlich besitzt.

Notowitsch verspricht S. 246 ein weiteres Werk über die Vergangenheit des Volkes Israel — Moses (Mossa) ist ihm nämlich ein ägyptischer Prinz —, die er hier nur im Abriß mitgeteilt hat. Man darf ihm vielleicht raten, ihre Ausstattung dem Gehalte mehr anzupassen und sie etwa in dem Gewande auf den Markt zu bringen, das der deutsche Maler Seyppel seinen „ausgegrabnen" ägyptischen Büchern gegeben hat — dann weiß doch jedermann, woran er ist!

Das Buch ist gelesen worden; denn es hat schon die achte Auflage erlebt. Es wird noch mehr erleben; denn die Dummen werden nicht alle und die Welt will einmal betrogen sein. Und der zumal, der über das Heiligste etwas Pikantes zu sagen hat, findet immer Hörer. Großen Schaden wird es nicht anrichten. Denn ernsthafte Leser werden bald merken, wes Geistes Kind Herr Notowitsch ist.*) E Preuschen

Verschiedenes

(Eine Versammlung von Atheisten) Es war an einem wundervollen Frühlingsabend, als ich sinnend durch die Friedrichstraße wandelte, meine Gedanken fernab schweifen ließ, dahin, wo die Natur jetzt all ihr Blühen, ihr Wollen und ihr Werden aufweist in Feld und Wald, in Berg und Thal.

Ein unendlich wehmütiges Gefühl ergriff mich, eine Sehnsucht nach jenem Frieden, der in so wunderbarer Weise inmitten der stillen Natur über uns kommt und uns doch so leicht verläßt im Gewühl der Menschen, im Hasten und Rennen des geschäftlichen Daseins.

Wohin ich an diesem Abend spät wandern wollte in die geräuschvollste Gegend der riesigen Großstadt, das lag fernab von Frieden, so weit von stillen Naturfreuden, so entlegen von Ruhe und Rast, und doch, es bezog sich auf das, was uns allen den wahren Frieden bringen soll und wird — auf die Religion.

Im „Vorwärts" war angekündigt: „Welche parteipolitische Stellung zur Religion folgt aus der geschichtsmaterialistischen Erklärung der Religion?" Ich hatte das Blatt mit der Ankündigung, die sich auf die Atheisten besonders bezog, lange, lange betrachtet. Ich konnte den Sinn dieser Aufforderung nicht recht verstehen. Eine parteipolitische Stellung zur Religion? so fragte ich mich; kann es denn eine parteipolitische Stellung geben, wenn es sich um Religion handelt? Soll unser Vaterland, das schon so zerrissen ist durch Klassen, durch Rassenhaß, nun noch in die Religion den politischen Hader hineintragen? Wohl wußte ich, daß ein Teil der Sozialdemokratie sich als Atheisten bezeichnet, aber doch nicht aus politischem Parteihaß gegen die Religion, sondern weil sie Religion und Kirche mit einander als identisch auffassen, weil ihnen der Begriff der Kirche als gleichbedeutend mit Herrschsucht, Klasse der Besitzenden zusammenfällt.

Gedanken ernstester, ja schmerzlichster Art ergriffen mich. Wann wird der Retter kommen und das erlösende, das zündende, vor allem das erwärmende Wort zum Volke reden, daß es durch allen Streit und Hader hindurch endlich den Klang des Friedens wieder in sich wiedertönen läßt? Ja wann? Kann eine einzelne, mächtige Gestalt noch wie sonst eine gewaltige Umänderung hervorrufen, oder ist die Zeit gekommen, wo nicht mehr Einzelgestalten zu wirken vermögen, sondern nur durch Läuterung der Menge eine neue Weltanschauung siegreich werden wird?

So grübelnd erreichte ich die sogenannten Prachtsäle der Germania in der Chausseestraße. Der Eingang, der Hof, der Aufgang boten wie immer dasselbe Bild bei solchen Versammlungen — ruhig dastehende und das Publikum mit ziemlich gleichgiltigen Blicken beobachtende Polizisten. Der große Saal war nicht ganz gefüllt, hauptsächlich von Männern, nur vereinzelt hin und wieder Frauen. Ich blickte über die Menge hin, um etwas gerade für diese Versammlung Charakteristisches zu entdecken, da man sie als eine atheistische bezeichnet hatte. Es fiel mir nichts Besondres auf. Das sogenannte Arbeiterproletariat war in der Minderzahl gegenüber den wohlhabend aussehenden Arbeitern;

*) Ein Beispiel der Verwertung des Buches in unsrer Tagespresse bietet die Frankfurter Zeitung Nr. 86 vom 28. März. Die Preußische Lehrerzeitung hat den Artikel schleunig abgedruckt. Da heißt es zum Schluß des Berichts: „Die Darstellung Notowitschs selbst macht durchaus den Eindruck des Glaubwürdigen; bezüglich einzelner Punkte in der Biographie Issas kann man nur schwer den Gedanken fassen, daß sie nur lediglich die Erfindungen eines müßigen Globetrotters seien. Es läge also für die Berufnen Anlaß genug vor, dem Kern der Sache nachzugehen. Man muß freilich auch wollen. Von den verschiednen Autoritäten, denen Notowitsch von seiner Entdeckung Kunde gab, hat keine an der Richtigkeit derselben gezweifelt, aber fast alle, außer Renan, haben die Veröffentlichung widerraten oder sogar die Verheimlichung gefordert. Aus leicht begreiflichen Gründen, die jedoch für die Wissenschaft nicht maßgebend sein können."!!

hie und da auch die behäbige Gestalt eines „Bourgeois," und dazwischen vereinzelt die blasirten, bekannten Großstädterphysiognomien. Die kleine Zahl anwesender Frauen machte nicht den Eindruck von Arbeiterinnen.

Theodor von Wächter stand schon auf der Bühne (denn eine solche ist es immer in diesen Sälen, von wo aus die Redner sprechen). Er unterhandelte mit den Zuhörern wegen Bildung eines Büreaus. Seine überschlanke, etwas gebeugte Gestalt erschien mir in müder und nachlässiger Haltung, sein bleiches Gesicht war von krankhafter Farbe, sein dunkles Auge mit dem brennenden Blick sah etwas glanzlos aus, wie gewöhnlich, wenn er nicht spricht.

Nur mit Wehmut erfüllt mich stets sein Anblick. Savonarolas Bild steigt dann vor meiner Seele auf, so bleich, so begeistert, mit so heißem Herzen und doch — Opfer, nichts als Opfer. Die Menschheit soll, wie es scheint, nur über die Trümmerhaufen edler Glieder zur höhern Stufe emporsteigen.

Soll und muß das sein? Wird einst die Entwicklung so weit kommen, daß die Edeln auch die Verstandnen sind? Wächter besitzt freilich nicht den hinreißenden Strom der Beredsamkeit, der Herzen sofort mächtig entzündet. Seine stoßweise Art zu sprechen, sein sehr starker schwäbischer Dialekt, das Hervorsprudeln und Ueberstürzen seiner Gedanken — alles das wirkt im Anfang eher abstoßend als gewinnend. Dennoch wird man gefesselt. Wodurch? Ist es die Eigenart der Erscheinung, daß ein Theologe Sozialdemokrat ist? Warum sollte er das nicht sein können? Oder ist es das Gefühl, das uns unwillkürlich beschleicht, daß er inmitten seiner Genossen ein Unverstandner ist? Er wird das nicht zugeben wollen, auch das Resultat dieses Abends wird ihn nicht dazu bringen.

Freundlich wurde mir Platz in der vordersten Reihe gemacht, als man merkte, daß ich den Redner schwer verstand.

„Er schwäbelt zu sehr," redete mich ein Uhrmacher an, denn als ein solcher wies er sich sofort aus nach Art dieser Leute, die sich nicht mit Namen vorstellen, sondern durch Nennung ihres Standes bekannt machen wollen.

Wächter sprach, wie mir schien, nicht so aus dem Vollen, wie sonst. Es war etwas Gemachtes, oder vielmehr Gezwungnes in seinen Darlegungen, als ob es ihm schwer würde, die Verbindung zwischen materialistischer Geschichtsauffassung und Religion aufzufinden und klarzulegen. Er verwickelte sich in Widersprüche, wurde zuweilen sehr abstrakt, verlor sich in Spekulationen, versuchte dann plötzlich in eine naturalistische Weltanschauung hineinzukommen und begab sich wieder in das mystische Gebiet.

Der erste Teil seiner Rede bezog sich auf das Landvolk und die Agitation der Sozialdemokratie auf dem Lande. Er sah das Hemmnis eines schnellen Fortschrittes für die sozialdemokratischen Ideen in der Eigenart des Landvolkes, alles, was hier auf dieser Welt geschähe, noch als von Gott gewollt anzusehen; kein Gefühl sei dafür, daß man aus eigner Kraft zuerst andre Zustände schaffen müsse.

„Es ist eine falsche Religion," so rief er aus, „in dieser Welt einen Gott zu suchen, denn diese Welt läßt sich berechnen, ermessen, mit dem Verstande durchdenken."

Was Wächter unter „dieser Welt" versteht, hat er nicht erklärt. Meint er damit nur diese unsre Erde, oder das wunderbare rätselhafte Universum, vor dem wir uns doch noch mit dem Bekenntnis neigen: „Hier sind wir die Nichtwissenden." Und selbst, wenn wir diese unsre Erde als Welt ansehen, ist sie uns denn wirklich schon ganz klar? Wer wagt zu behaupten, daß unser Verstand sie ganz zu durchdenken vermag! Wohl hat die Naturforschung uns wunderbare Aufschlüsse gegeben, doch auch sie steht noch oft vor einem „bis hierher und nicht weiter." — Und wenn wir nun diese unsre Erde wirklich ganz zu berechnen und zu ermessen vermögen, so ist das kein Beweis, daß wir in dieser Welt keinen Gott anzunehmen brauchen. Es kommt nur darauf an, was wir unter Gott verstehen. — „Aber ob diese Welt alles ist, das ist eine andre Frage," so fuhr Redner fort, um dann wieder auf die Menge zu wirken, „nur unverschuldeter Mangel an Zeit und an Kenntnissen und Vorbildung macht dem Volke ein Verstehen für diese Frage unmöglich." — Wenn Kenntnisse, Studien, Vorbildung uns die wahre Religion bringen könnten, dann wäre sie doch schon längst in vollster Klarheit vorhanden, und jene Geister, die ihre Lebenszeit dazu anwandten, um die tiefsten Tiefen der Wahrheit zu ergründen, würden freudig Zeugnis ablegen von dem, was sie erforscht haben. Aber auch sie kommen bei dem Punkt an, wo sie ein bescheidnes „Wir wissen es nicht" aussprechen.

Wem prophezeit Christus das Reich Gottes? Den Kindern. Und was das für uns bedeutet, liegt klar zu Tage: nur ein reines Kindergemüt wird das Verhältnis von Gott und Menschen, und darin besteht die Religion, richtig auffassen.

Wächter warnt vor Spott und Hohn den Gottesgläubigen gegenüber; man solle vom atheistischen Standpunkt aus nicht zu derselben Methode kommen wie die, von denen die Atheisten verdammt würden. Er will den Austritt aus der Landeskirche nur dann als geboten ansehen, wenn man nichts mehr von der Religion wissen wolle. Dieser Satz war mir unbegreiflich. Er rief auch in meiner Umgebung etwas Erstaunen hervor. Ich möchte hier den Schillerschen Satz etwas verändert anführen:

Zu welcher Kirche ich mich bekenne?
Zu keiner von allen, die du mir
Nennest. Und warum keine?
Aus Religion.

Viele von denen, die im Saale anwesend waren, die da lauschend

dicht vor dem Redner standen, sahen nicht wie Gottesleugner aus, mehr wie Suchende nach dem Wahren, und die sich Atheisten nannten, schienen mir nur Gegner der Kirche und der Herrschaft der Priester zu sein. Meine Ansicht fand auch nachher volle Bestätigung in den Ausführungen eines eifrigen, jungen Kämpfers, der ausrief: „Wenn es sich um die Kirche und die Pfaffen handelt, dann heult ihr vor Vergnügen, ihr seht darin die herrschende Macht, aber das trifft doch nicht die Sache, die Religion."

Eine mir ganz unbegreifliche Auffassung bewies Wächter in dem Ausspruche Christi: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist." Er wollte beweisen, daß Marx ganz dasselbe gesagt habe in seinen Worten: „Gebt dem Lohnherrn, was des Lohnherrn ist, bis ihr stark zum Abschütteln euers Joches seid." Der Theologe Wächter wußte doch wohl ganz genau, daß Christus mit diesen Worten einer Versuchung entgegentreten wollte, und daß die Hinzufügung „und Gotte, was Gottes ist" niemals fortgelassen werden sollte. Wollte er die Idee Christi mit den Ideen von Marx in Verbindung bringen, so wäre der Hinweis auf das Arbeiten, Sorgen und Helfen für die Brüder ein viel schlagenderer Beweis gewesen, als der obenangeführte.

Das Christentum, so meint Wächter, verlange keine Selbstbethätigung, sondern erwarte alles von dem Eingreifen Gottes. Das Christentum oder vielmehr die Lehre Christi hat diesen Satz nie aufgestellt, die Kirche hat die Vertröstung auf ein Jenseits betont, die Weltflucht war doch nur ein Mißverstehen der Aussprüche des Herrn. Und auch, daß Wächter Ersatz für die Religion darin sieht, wenn wir Wissenschaft und Freiheit besitzen werden, so heißt das, dem Volke vorläufig einen Stein statt Brot gegeben. Gewiß, jeder ernste und tiefe Forscher kommt durch die Wissenschaft zur Religion, oftmals aber zu einer Religion, die sich mit der bestehenden Kirche nicht deckt. Und wir vermögen doch unmöglich zu behaupten, daß jeder Einzelne jemals ganz in den Besitz der Wissenschaft kommen wird, und vor der Freiheit, wie sie im Laufe der Zeiten geworden ist, muß sich der Genius der Geschichte mit Thränen abwenden. Ein Idealbild mag es sein, daß Wissenschaft und Freiheit uns einst innerlich und äußerlich so zu eigen werden, daß wir die von Menschen hervorgebrachten religiösen Vorstellungen entbehren können, ein Idealbild — doch suchen wir vorerst den Ring wieder, der uns verloren gegangen zu sein scheint, „der die Wunderkraft besitzt, beliebt zu machen, vor Gott und Menschen angenehm."

Es war Mitternacht geworden. Noch waren elf Redner eingeschrieben, ein Schlußantrag wurde abgelehnt. Immer und immer wieder erschienen neue Wortkämpfer auf der Bühne; harte Angriffe erfolgten auf den Redner des Abends und auch auf die Diskutirenden. Die bekannten Redensarten: „ich bin von meinem verehrten Vorredner mißverstanden," oder „der verehrte Vorredner hat sich in Widersprüche verwickelt" u. s. w., Redensarten, die der genau kennt, der Volksversammlungen besucht, tönten stets von neuem an das ermüdete Ohr.

Ich wollte aufbrechen, mein Nachbar versuchte mich zurückzuhalten, denn „nun würde es erst interessant." Ich blickte um mich, teilweise müde aussehende Gesichter, einige ältere Männer schliefen, die jüngern waren lebhaft und zeigten noch Kampfesmut. Wächter saß am Tische und notirte eifrig die Bemerkungen der Redner, die er wohl zu beantworten gedachte. Dann und wann flog ein Lächeln über sein bleiches Gesicht, wenn man ihn in humoristischer Weise angriff. Eine tiefe Trauer erfüllte mich. Meine Gedanken wanderten weiter und weiter. Ich sah im Geiste den einsamen Denker auf Palästinas Gefilden, ich versuchte mir klar zu machen, was er wohl thäte, wenn er plötzlich in dieser Versammlung zugegen sein würde; ich fand eine Antwort nur, indem ich des Wortes des Scheidenden dachte: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Es sind Suchende, diese Leute, die sich Atheisten nennen, das weiß ich seit diesem Abend.

Wer wird ihnen den Pfad finden helfen, wer wird das Wort von Herz zu Herzen treffen, wer wird ihnen den Glauben, das Vertrauen auf eine Liebe Gottes wiedergeben?

Nur die, die nicht allein Religion predigen, sondern auch Religion leben, nur sie sind berufen, Versöhnung zu bringen. M C

(Das Ei des Columbus) möchte man eine Entscheidung des Herzoglich Gothaischen Staatsministerium nennen, die im Folgenden mitgeteilt werden soll. Es handelt sich um die Beschaffung eines Raumes zum Konfirmandenunterricht in Georgenthal, wo die Schulgemeinde ihren Schulsaal für den gedachten Zweck nur unter der Bedingung freigeben wollte, daß der Pfarrer persönlich für etwaige Beschädigung des Saals und des Inventars zu haften sich verpflichtete. In dieser Sache hat das Ministerium nach einer Mitteilung des Pfarrervereinsblattes den folgenden Bescheid gegeben: „Da es zu den Obliegenheiten des Pfarrers gehört, den Konfirmanden den zur Vorbereitung zur Konfirmation erforderlichen Unterricht zu erteilen, besteht für ihn auch die Verpflichtung, die zur Erteilung dieses lediglich kirchlichen Zwecken dienenden Unterrichts erforderlichen Räumlichkeiten selbst und zwar möglichst im Pfarrhause vorzuhalten. Die dem Pfarrer hierfür zu gewährende Gegenleistung besteht in dem zum Pfründeneinkommen der Geistlichen gehörigen Bezuge der Stolgebühren resp. der jetzt an deren Stelle getretenen Stolgebührenentschädigung."

Wenn nach der Logik dieses Erlasses alle Beamten gehalten würden, Diensträume und Betriebsmittel aus ihrem Gehalte selbst zu beschaffen, so würden die Etats sämtlicher deutschen Staaten bald aufs beste balanciren. H-Zw

(Gedichte) von Carl Edel. München, C. H. Beckschе Verlagsbuchhandlung, 1894. 2,80 Mk., geb. 3,60 Mk.

Ein kleines Bändchen, aus dem Nachlasse eines 1890 verstorbnen

Juristen und Politikers aus der alten idealistischen Schule, von seiner auch durch mehrere poetische Veröffentlichungen bekannten Tochter Hauser-Edel herausgegeben. Mancherlei Stoffe des Menschenlebens sind darin behandelt. Zumeist berührt uns die feine sinnige Naturbetrachtung. Durchweg durchzieht die Lieder eine elegische Stimmung. Die Krone des Ganzen sind wohl die unter dem Titel „Religiöse Stimmungen" zusammengestellten Gedichte, wennschon der warme Glaubenston des — übrigens katholischen — Verfassers auch sonst oft durchklingt. Als Probe möge dienen ein Zeugnis wahrhaft großer Hingabe an Gottes Willen (S. 135):

In Leiden

O Du, von dem die Freude kam,
Die mir Dein heilger Ratschluß nahm,
O Du, von dem mein Kummer kommt,
Du weißt gewiß, wozu er frommt.

Ist meinem Blick auch nicht sogleich
Stets offenbar Dein Fingerzeig,
Ich beug das Knie und bete still:
Geschehe, wie mein Vater will!

Wenn Du mit Freude mich gelabt,
Wenn Du mit Wohlthat mich begabt,
Und wenn Du nahmst, was schädlich ist,
Du liebst mich gleich zu jeder Frist. v D

(Moderne Schriftkenntnis) In der von Professor D. Sachsse herausgegebnen Zeitschrift „Halte was du hast" veröffentlichte jüngst (1894, S. 387) ein evangelischer Geistlicher eine Predigtmeditation, deren Einleitung von dem Worte Omnis homo mendax, „jeder Mensch ist ein Lügner" ausgeht. Diesen Ausspruch in solch kühner Allgemeinheit habe einst — Thomas a Kempis gethan; er finde sich in dem Buche „Von der Nachahmung Christi"; worauf dann über diesen Mann und sein Buch einige Belehrungen gegeben werden. Darauf fährt der Prediger fort: „Wir möchten heutzutage keinem raten, diesen Ausspruch zu wiederholen." — Mit Beschämung muß man konstatiren, daß betreffender Prediger, der über diese „Aburteilung des Thomas a Kempis" Betrachtungen anstellt, weder Psalm 116, 11 noch Röm. 3, 4 zu kennen scheint. G K

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 20 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein **Cand. theol.**, der sein erstes Examen best., sucht sob. als möglich eine **Hauslehrerstelle**. Gefl. Ausk. ert. gern die Herren Prof. **D. Loofs-Halle a. S.** u. Sup. Prof. **Martins-Merseburg.** Off. sub **A. M. 6009** an **Haasenstein & Vogler, A.-G., Halle a. S.**

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
53. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 20: Blicke auf unser öffentliches Leben — Das Shakespeare-geheimnis — Henrik Ibsen (Schluß) — Eisenbahntarifreform — Die Kollegen in Intschede — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Schwarzes Bret

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**

Das Judenchristentum
in der religiösen Volkserziehung des deutsch. Protestantismus
von einem christlichen Theologen
Broschirt 2 Mark

Reuther & Reichard, Verlagsbuchhandlung in Berlin SW.

Soeben erschienen:

von Strack, Pastor, **Palästina und Syrien** vom Anfang der Geschichte bis zum Siege des Islam. Lexikalisches Hilfsbuch für Freunde des heiligen Landes. Gr. 8°. VIII, 168 S. M. 4.50.

Knoke, D. K., ord. Professor in Göttingen, **Grundriss der Pädagogik** und ihrer Geschichte seit dem Zeitalter des Humanismus. Vom evangelischen Standpunkte dargestellt. VIII, 226 S. gr. 8°. M. 4.—, in Kalikoband M. 5.—.

Kamphausen, D. **Adolf,** ord. Professor in Bonn, **Die berichtigte Lutherbibel.** Rektoratsrede mit Anmerkungen. Gr. 8°. 66 S. M. 1.50.

Simons, Lic. **Ed.,** Privatdozent in Bonn, **Eine altkölnische Seelsorgergemeinde** als Vorbild für die Gegenwart. Antrittsvorlesung. 8°. 27 S. —.60.

Unter Bezugnahme auf das Nachwort des Herausgebers der **Christlichen Welt** zu dem Artikel: Das Alte Testament u. s. w., in Nr. 18, 1894, mache ich auf folgende in meinem Verlage erschienene

Werke zum christlichen Verständnis des Alten Testaments

aufmerksam:

Die Heilige Schrift des Alten Testaments, mit mehreren Fachgenossen übersetzt und herausgegeben von **D. E. Kautzsch,** Prof. in Halle. Zweite Subskr.-Ausg. Mit einer Einbanddecke 15 Mk., mit zwei Einbanddecken (Text und Beilagen) 16 Mk.

Köstlin, Fr., Leitfaden zum Unterricht im Alten Testament für höhere Schulen. Mit 6 Abbildungen. Zweite, verbesserte Auflage. 1,60 Mk., geb. 2,10 Mk.

Smend, R., Lehrbuch der alttestamentl. Religionsgeschichte. 12 Mk., geb. 14,50 Mk.

Smith, W. Robertson, Das Alte Testament, seine Entstehung und Ueberlieferung. Grundzüge der alttestamentl. Kritik in populär wissenschaftlichen Vorlesungen dargestellt. Nach der zweiten Ausgabe des englischen Originals: The Old Testament in the Jewish Church, ins Deutsche übertragen und herausgegeben von Dr. **J. W. Rothstein,** Lic. und a. o. Professor der Theologie in Halle a. S. 10 Mk., geb. 12,50 Mk.

Kuenen, A., Gesammelte Abhandlungen zur biblischen Wissenschaft. Aus dem Holländischen übersetzt von Professor D. **K. Budde** in Straßburg. Mit Bildnis und Schriftenverzeichnis. 12 Mk., geb. 14,50 Mk.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. Br. und Leipzig

Kürzlich ist erschienen:

Grundriß der christlichen Apologetik von D. **Hermann Schultz.** Geh. 2,20 Mk., geb. 2,80 Mk.

„Dieser Grundriß ist durchaus nicht nur für Theologen verständlich, sondern kann von jedem gebildeten Christen mit Genuß gelesen werden." (Kirchenbl. f. d. ref. Schweiz 1894, Nr. 10.)

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Grundemann, D. R., **Missions-Studien und Kritiken** in Verbindg. mit e. Reise nach Indien. 2 M., geb. 2,80 M.
Roy, H., Zinzendorfs Anweisungen f. d. Missionsarbeit. 50 Pf.
Stein, E., Das Missionssendschreiben St. Pauli an die Kolosser in Missionsbetrachtungen ausgelegt u. durch Beispiele illustrirt. 2,40 M., geb. 3 M.

Gemeinde **Hammer a. H.** bei **Wilhelmsdorf** in Pommern mit etwa 800 Seelen sehr armer Bevölkerung, bestehend aus Waldarbeitern und kleinen Kolonisten, hält, weil ohne Kirche, ihre Gottesdienste im Schulzimmer. In diesem Raum, der kaum 80 Schulkinder faßt, müssen über 100 Erwachsene Platz suchen. Unter solchen drückenden Verhältnissen bittet die Gemeinde, die bei ihrer gänzlichen Mittellosigkeit — nur drei Mitglieder zahlen Einkommensteuer — doch die Kosten der Wohnung für den Prediger aufbringt, alle diesen kirchlichen Notstand mitfühlenden und mittragenden Herzen, ihr die Mittel zu einem Kirchbau beschaffen zu helfen. Römer 12, 13.

Beiträge werden erbeten an die Expedition dieses Blattes oder an die Unterzeichneten

Boeck, Prediger Radeloff, Lehrer
Appelhagen, Gemeindevorsteher Lindner, Zimmermeister

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig